Fridtjof Nansen

In Nacht und Eis

Gemeindebücherei Hüttendorf
Nr 212.

Pu. 1
p. 302

Spende
des
Deutschen Kulturverbandes

Gemeindebücherei
Hüttendorf

Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus

Herausgegeben von Fritz Gansberg

1927

Georg Westermann

Braunschweig / Hamburg / Berlin

In Nacht und Eis

Die norwegische Polarexpedition
1893 bis 1896 von Fridtjof Nansen
Ausgewählt von Fritz Gansberg
Mit acht Bildern

26. bis 30. Tausend

1927
Georg Westermann
Braunschweig / Hamburg / Berlin

Gemeindebücherei Hüttendorf
212
R. 107

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
w Gliwicach

139817

IV f - 517

Gedruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

Vorwort

Nirgends ist wohl unser Wissen um die Erde teurer erkauft worden als im hohen Norden, in den Nebeln und Stürmen des nördlichen Eismeeres. Schar um Schar zog hinaus in Nacht und Eis, um unter unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen dem Polarland Stück für Stück seiner Geheimnisse zu entreißen. Die eigenartigste und erfolgreichste aller Expeditionen ist unstreitig die norwegische, von Fridtjof Nansen geleitete Ausfahrt in den Jahren 1893 bis 1896. Ihr Plan stützte sich auf die Entdeckung einer „Drift" oder einer Meeresströmung, die von Sibirien quer durchs nördliche Eismeer nach Grönland hinüberführt. Man hatte ein paar Jahre vorher einige Gegenstände der bei den neusibirischen Inseln zugrunde gegangenen „Jeanette", nämlich eine Proviantliste, ein Bootsverzeichnis, ein Paar Hosen und einen Mützenschirm an der Südwestküste von Grönland im Treibeise aufgefunden. Auch fand man schon seit undenklichen Zeiten an den grönländischen Küsten Treibholz, das nur aus den sibirischen Wäl-

dern stammen konnte. Ein kräftiges, flach gebautes Fahrzeug, das den gewaltigen Eisdruck aushalten, ja sich ihm durch Indiehöhegehen entziehen kann, muß also, so folgerte Nansen aus diesen Funden, wenn es an der sibirischen Seite in das Treibeis geht und dort festfriert, mit der ganzen Umgebung allmählich vorwärts und über den Pol geführt und vielleicht in drei oder vier oder fünf Jahren auf der grönländischen Seite wieder frei werden. Obgleich dieser Plan von vielen Gelehrten und Polarreisenden als falsch oder wenigstens als tollkühn und wenig aussichtsreich bezeichnet wurde, so fand doch Nansen bei der norwegischen Regierung und vielen Privatpersonen so kräftige Unterstützung, daß er bald an die Ausführung gehen konnte. In dem ausgezeichneten Schiffsbauer Archer fand er einen Mann, der den wichtigsten Punkt der Ausrüstung, den Bau des Schiffes, mit der größten Umsicht und Sorgfalt in Angriff nahm. Bug, Heck und Kiel der „Fram" (Vorwärts), alles wurde abgerundet, damit das Eis nirgends Halt gewinnen konnte. Die Schiffsseiten bestanden aus drei dicken Plankenlagen vom allerbesten Holz, die natürlich auf der Innenseite auf alle mögliche Weise gestützt wurden, so daß das Fahrzeug inwendig aussah wie ein Spinnengewebe aus Balken, Stützen und Streben und nahezu eine einzige zusammenhängende Masse bildete. Die Wohnräume wurden so eingebaut, daß sie von der kalten Außenwand durch die Schlafräume getrennt waren, und außerdem durch viele Schichten Linoleum, Filz, Kork und Holz-

täfelung gegen zu starke Abkühlung gesichert. Daß auf die Ausrüstung mit Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Gerätschaften und Instrumenten die größte Sorgfalt verwendet wurde, versteht sich von selbst. Für mehrere Jahre sollten ja die kühnen Bewohner dieses Schiffes ganz auf sich selbst angewiesen bleiben, ihr Schiff sollte ihre Welt sein inmitten einer ungeheuren Eiswüste, und darum mußten alle menschlichen Bedürfnisse, sowohl leibliche wie seelische, bis ins kleinste hinein im voraus erwogen und sorgfältig berücksichtigt werden. Sobald der Expeditionsplan bekannt wurde, liefen aus allen Himmelsgegenden und Weltteilen Hunderte von Gesuchen ein von Personen, die teilzunehmen wünschten. Natürlich konnte nur eine kleine Auswahl kräftiger, gesunder, in allen Lebenslagen bewährter Männer für die Expedition in Betracht kommen. Außer dem Führer Fridtjof Nansen und dem Kapitän Sverdrup, die beide auf einer Grönlandreise ihre Fähigkeiten bereits aufs höchste erprobt hatten, bestand die Besatzung der „Fram" aus elf wetterfesten, geübten und entschlossenen Norwegern, die bereit waren, für eine Reihe von Jahren aus dem Leben der großen Welt auszuscheiden und in der Einsamkeit und Todesstarre des hohen Nordens den Kampf mit allen feindlichen Mächten aufzunehmen. Das herrliche Buch, in dem die Ereignisse dieser seltsamen Fahrt und im besonderen die bewundernswerten Leistungen seines Führers aufgezeichnet sind, nennt sich: In Nacht und Eis. Ihm sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers F. A.

Brockhaus die hier folgenden Erzählungen entnommen. Möchten sie dem großen Werk bei der Jugend den Weg bereiten!

Bremen, im Januar 1911

F. Gansberg

1. Hinaus in Nacht und Eis

Am 21. Juli 1893, morgens um 3 Uhr, lichteten wir den Anker und verließen den Hafen von Vardö in der stillen Morgenstunde. Die Stadt lag noch in tiefem Schlummer. Alles war so friedlich und schön ringsum. Die Masten im Hafen, die Hausdächer und Schornsteine ragten in den kühlen Morgenhimmel. Und während die „Fram" langsam dem Meere und unserem fernen Ziele zustrebte, stand ich und sah das Land am Himmelssaum entschwinden, Norwegen, mein Vaterland! Bald kam der Nebel und entführte alles. Und durch Nebel, immer nur Nebel dampften wir unablässig, vier Tage lang. Am 27. Juli trafen wir ganz unerwartet auf Eis. Aber schon hier, in dem ersten Scharmützel mit dem Eise wurde es uns klar, welch vortreffliches Eisfahrzeug die „Fram" war. Sie wendet und dreht sich herum „wie ein Kloß auf dem Teller", und keine Rinne zwischen den Eisschollen ist ihr zu gekrümmt, keine Scholle zu störrisch, und ob sie auch mit voller Fahrt drauflosstürmt, kein Knarren, keinen Laut gibt sie von sich, kaum daß sie ein wenig zittert. Am Sonnabend, 29. Juli, näherten wir uns der Jugorschen Straße; an Backbord voraus, wie ein niedriger Schatten über dem Meeressaum, die Insel Waigatsch; auf der rechten Seite, mehr und mehr anwachsend, das Festland. Endlich schauten

ein paar Gebäude oder Speicher hinter der Landspitze hervor, bald lag Chabarowa vor uns, mit Zelten und wenigen Häusern. Hier wartete der Russe Trontheim mit vierunddreißig Hunden auf uns. Die Hunde standen fest angebunden auf dem Felde und machten einen ohrenzerreißenden Lärm. Sie wurden sämtlich auf dem Verdeck des Schiffes angebunden und sorgten anfangs für mehr musikalische Unterhaltung als uns lieb war. Dann ging die letzte Post nach Hause, das letzte Band zerriß, ganz allein lagen wir im Nebelmeer. Der September kam mit stillem, trübem Schneewetter. Die öde trostlose Küste des nördlichen Asiens mit ihren flachen abgerundeten Anhöhen wurde mehr und mehr von Schnee bedeckt. Die Zugvögel zogen nach dem Süden und erregten in uns verlassenen Menschenkindern den Wunsch, ihnen Botschaft und Grüße mitgeben zu können. Dann kam der nördlichste Punkt Asiens. Das Land war flach und öde. Draußen im Meere war die Sonne längst untergegangen, der Abendhimmel erglühte in träumerischem, goldigem Schimmer. Nur ein einziger Stern war zu sehen; er stand gerade über Kap Tscheljuskin und glänzte hell und wehmütig vom bleichen Himmel hernieder. Immer weiter nach Norden geht es, stetig nach Norden mit gutem Winde, so schnell nur Dampf und Segel uns führen können, Meile um Meile, Woche um Woche durch diese unbekannten Regionen. Fast muß ich mich fragen, ob ich nicht träume. Aber am 20. September werde ich vormittags plötzlich rauh aus meinem Traume geweckt. Das Schiff luvt

plötzlich an, ich stürze hinauf — vor uns liegt die Kante des ewigen Eises, lang und massig, und schimmert durch den Nebel. Am 25. September waren wir bereits eingefroren, die lange Winternacht kam heran, die gefürchtete Nacht. Wir verwandelten daher unser Schiff, so gut wir konnten, allmählich in ein behagliches Winterquartier. Die Maschine wurde abgebaut und alle ihre Teile gründlich untersucht, gereinigt, geölt und für den Winter weggelegt. Im Raume machten wir Platz, um dort eine Tischlerwerkstätte einzurichten; die Mechanikerwerkstelle hatten wir im Maschinenraum, die Schmiede war anfänglich auf Deck und später auf dem Eise; die Klempnerarbeiten wurden meist im Kartenzimmer, die Schuhmacher- und Segelarbeiten im Salon vorgenommen. Von den empfindlichsten Instrumenten bis herab zu den Holzschuhen und Axtstielen gab es nichts, das nicht an Bord der „Fram" gemacht werden konnte. Wir stellten auch eine Windmühle auf, welche die Dynamomaschine treiben und uns elektrisches Licht liefern mußte. Zu diesen mannigfaltigen Beschäftigungen kamen noch die vielerlei wissenschaftlichen Beobachtungen, die vielen von uns beständige Tätigkeit verschafften, die meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, die Untersuchungen des Eises und Wassers, das Loten und das Fischen mit dem Scharrnetze. Für den Schiffsarzt bot sich weniger Beschäftigung. Er wartete lange und vergeblich auf Patienten und machte sich schließlich in seiner Verzweiflung an die Behandlung der Hunde.

Einmal im Monat hatte er auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen vorzunehmen, die darin bestanden, daß er jeden Mann wog und die Blutkörperchen zählte, um die Menge des roten Farbstoffes im Blute eines jeden festzustellen. Diese Arbeit wurde mit einem gewissen ängstlichen Interesse verfolgt, da jeder aus den Resultaten schließen zu können meinte, wie lange es noch dauerte, bis er vom Skorbut befallen würde. An Bord unterschied sich ein Tag nur sehr wenig von dem anderen; aber durch unsere vielseitige Beschäftigung wurden wir genügend abgelenkt, so daß uns die Zeit nicht unerträglich lang vorkam und wir uns sehr wohl befanden. Unser Leben floß bei dieser geregelten Beschäftigung ruhig und gleichmäßig dahin; nur ab und zu wurde es durch ungewöhnliche Ereignisse unterbrochen, worüber mein Tagebuch genau berichtet, aus dem nun einige Seiten folgen mögen.

Dienstag, 26. September. Schönes Wetter. Die Sonne steht jetzt viel tiefer; sie befand sich um Mittag neun Grad über dem Horizont. Der Winter kommt rasch heran. Heute haben wir minus sechsundzwanzig Grad Celsius, doch finden wir es nicht kalt. Gegen Abend wanderte ich auf der Eisscholle umher.

Es gibt nichts so Schönes wie die arktische Nacht. Der Himmel gleicht einer großen Kuppel, die im Scheitelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattiert. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne,

die den Frieden verkünden, wie es diese unveränderlichen Freunde stets tun. Im Süden steht ein großer rotgelber Mond, umgeben von einem gelben Ringe und leichten goldenen Wolken, die vor dem blauen Hintergrunde schweben.

Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus, der sich nun in Gelb, nun in Grün, nun in Rot verwandelt; er breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung, um sich dann in wehende vielfaltige Bänder von blitzendem Silber zu teilen, über welche wellenförmige, glitzernde Strahlen dahinschießen; dann verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke schimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenit, dann wieder schießt ein heller Strahl vom Horizont gerade empor, bis das Ganze im Mondschein fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernähme. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung — sie sind der Staub von dem glänzenden Gewande des Nordlichts. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es schießen weitere Blitze empor, und das endlose Spiel beginnt aufs neue. Und während der ganzen Zeit diese Totenstille, eindrucksvoll wie die Sinfonie der Unendlichkeit.

Freitag, 13. Oktober. Jetzt sind wir gerade mitten in dem, wovor die Propheten uns so sehr bange machen wollten. Das Eis preßt und schiebt sich mit donnerartigem Getöse um uns herum. Es türmt sich zu langen Mauern und Haufen auf, die

hoch genug sind, um ziemlich weit an der Takelung der „Fram" hinaufzureichen. Es versucht in der Tat sein Äußerstes, um die „Fram" zu Staub zu zermalmen. Wir sitzen hier aber ganz ruhig und gehen nicht einmal hinauf auf Deck, uns all den Wirrwarr anzusehen, sondern plaudern und lachen, wie wenn nichts wäre. Wenn man sich vorstellt, daß die in einer gewissen Richtung treibenden ungeheuren Eismassen plötzlich auf Hindernisse stoßen, z. B. auf Eismassen, die infolge einer Veränderung des Windes in einer mehr oder weniger entfernten Gegend in entgegengesetzter Richtung treiben, so wird man leicht den ungeheuren Druck begreifen, der entstehen muß.

Solch ein Kampf zwischen den Eismassen ist unleugbar ein großartiges Schauspiel. Man fühlt, daß man sich in Gegenwart titanischer Gewalten befindet, und es ist leicht zu verstehen, daß ängstliche Gemüter in Furcht gehalten werden und das Gefühl haben, als ob vor jenen nichts bestehen könne. Denn wenn das Zusammenschieben ernstlich beginnt, sieht es aus, als ob kein Fleck auf der Oberfläche der Erde unerschüttert bleiben würde.

Zuerst vernimmt man in der großen Wüste ein Geräusch wie das Donnergebrüll eines weit entfernten Erdbebens, dann hört man es, immer näher kommend, an mehreren Stellen. Die schweigende Eiswelt widerhallt vom Donner, die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht. Das Eis beginnt ringsumher zu bersten und türmt sich auf, und ganz plötzlich befindet man sich mitten im Kampfe.

Auf allen Seiten hört man Heulen und Donnern, man fühlt das Eis erzittern und hört es unter den Füßen brüllen; nirgends ist Friede. In dem Halbdunkel sieht man es zu immer näher und näher kommenden hohen Platten sich auftürmen und aufwerfen; Schollen von drei, vier und fünf Meter Dicke bersten und werden übereinander geworfen, als ob sie federleicht wären. Sie sind jetzt ganz nahe, und man eilt fort, um das Leben zu retten; aber plötzlich spaltet sich das Eis vor uns, ein schwarzer Abgrund öffnet sich, aus dem das Wasser emporströmt. Man wendet sich nach einer anderen Richtung, allein durch die Dunkelheit kann man eben noch sehen, daß ein neuer Wall von Eisblöcken sich heranbewegt.

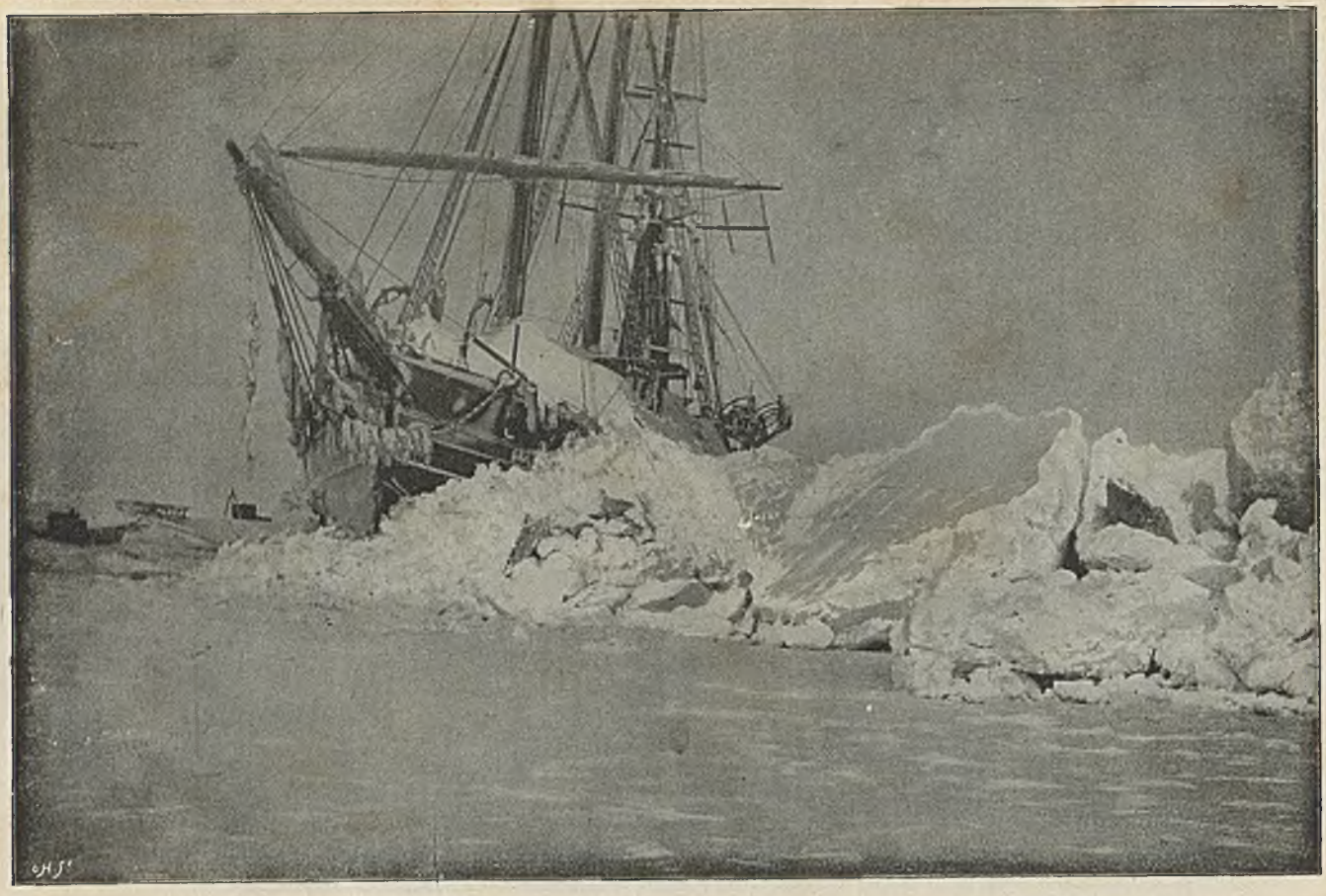
Man versucht eine andere Richtung, aber dort ist es ebenso. Rund herum Donnern und Brüllen wie von einem ungeheuren Wasserfall, und Explosionen wie Geschützsalven. Immer näher kommt es heran. Die Scholle, auf der man steht, wird kleiner und kleiner, Wasser strömt darüber hinweg. Es gibt kein Entkommen, als indem man über die rollenden Eisblöcke klettert, um auf die andere Seite des Packeises zu gelangen. Aber der Aufruhr legt sich, das Getöse verhallt und verliert sich allmählich in der Ferne.

Donnerstag, 26. Oktober. Heute nahmen wir feierlich Abschied von der Sonne. Um Mittag zeigte sich ihre halbe Scheibe zum letzten Male über dem Rande des Eises im Süden, ein abgeplatteter Körper mit mattem rotem Schein, aber ohne Wärme. Jetzt treten wir in die Winternacht ein.

Sonntag, 24. Dezember. Weihnachtsabend. Siebenunddreißig Grad Celsius Kälte. Glitzernder Mondschein und die unendliche Stille der arktischen Nacht. Ich machte einen einsamen Spaziergang auf dem Eise. Der erste Weihnachtsabend, wie weit von der Heimat!
Sonntag, 31. Dezember. Einen schöneren Sylvesterabend hätte es nicht geben können. Das Nordlicht erstrahlt in wundervollen Farben und Lichtstreifen über dem ganzen Himmel, namentlich aber im Norden. Tausende von Sternen funkeln zwischen dem Nordlicht am blauen Firmament. Nach allen Seiten dehnt sich das Eis endlos und schweigend in die Nacht; die reifbedeckte Takelung der „Fram" hebt sich scharf und dunkel gegen den leuchtenden Himmel ab.
Dienstag, 6. Februar. Ruhiges, klares Wetter. Im Süden über dem Horizont ein starker Sonnenschimmer. Die Temperatur beträgt minus siebenundvierzig Grad und minus achtundvierzig Grad Celsius. Es ist ein plötzlicher Übergang von siebzig Grad, wenn man aus dem Salon kommt, wo das Thermometer auf plus zweiundzwanzig Grad Celsius steht. Trotzdem findet man es, obwohl dünn bekleidet und ohne Kopfbedeckung, nicht kalt, und man kann sogar ungestraft den Messinggriff an der Tür oder das Stahltau an den Wanten anfassen.
Freitag, 16. Februar. Hurra, eine Meridianhöhe ergibt achtzig Grad eine Minute nördlicher Breite. Heute sehen wir um Mittag die Sonne oder, genauer gesagt, ein Bild der Sonne, denn es war nur eine Spiegelung. Es war anfänglich ein platter,

Fridtjof Nansen

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
w Gliwicach



2. Die „Fram“ nach der großen Eispressung

glühend roter Feuerstreifen am Himmel; später wurden zwei daraus, einer über dem andern, mit einem dunkeln Raume dazwischen. Vom Großmaste aus sah ich vier oder gar fünf solcher Horizontallinien übereinander und alle von derselben Länge, ungefähr wie man sich eine mattrote, viereckige Sonne mit dunkeln Horizontalstreifen darauf vorstellen könnte.

Sonnabend, 24. März. Osterabend. Die Sonne steigt empor und taucht die Eisebene in ihren Glanz. Der Frühling kommt, bringt aber keine Freude mit. Hier ist es so einsam und kalt wie je. Die Seele erstarrt. Wie wunderbar schön ist es jetzt zur Frühlingszeit daheim in meinen Fichtenwäldern. Ich fühle das feuchte Moos, in welches der Fuß sanft und geräuschlos einsinkt; das bräunlichgelbe Wasser des Baches murmelt zwischen den Rissen und Felsen, und die Luft ist mit dem Dufte von Moos und Fichtennadeln erfüllt. O Fichtenwald, du Vertrauter meiner Kindheit, von dir hab ich die tiefsten Töne der Natur gelernt. Allein, tief im Walde, neben den glühenden Kohlen meines Feuers am Rande eines schweigenden, düstern Waldmoores, das Dunkel der Nacht über mir, wie pflegte ich glücklich zu sein im Genusse der Harmonie der Natur!

13. Juni. Das Eis wird mit jedem Tage weicher, und es bilden sich rund um uns herum große Wasserpfützen auf den Schollen. Wir würden wahrlich nicht weit kommen, wären wir gezwungen, das Schiff zu verlassen und mit Schlitten und Schneeschuhen südwärts zu wandern. Manchmal kommt es mir ziem-

POLITECHNIKA SLA... BIBLIOTE...

lich merkwürdig vor, daß keiner unserer Leute darüber besorgt geworden ist, daß wir weiter und immer weiter nach Norden treiben, immer weiter ins Unbekannte hinein; aber es ist so, keiner von ihnen zeigt eine Spur von Furcht. Alle sehen düster aus, wenn es nach Süden oder zu weit nach Westen geht, und strahlen vor Freude, wenn wir nach Norden treiben, je weiter, desto besser. Und doch kann keiner von ihnen der Tatsache gegenüber blind sein, daß es sich um Leben und Tod handelt, wenn jetzt etwas von dem eintreten sollte, was fast alle uns prophezeit hatten. Sollte das Schiff wie die „Jeanette" vom Eise zermalmt werden und in die Tiefe sinken, ohne daß wir imstande sind, genügend Vorräte zu retten, um unsere Drift auf dem Eise fortzusetzen, dann würden wir unsern Kurs nach Süden zu richten haben, und es könnte bezüglich unseres Schicksals nur wenig Zweifel herrschen.

Den Leuten von der „Jeanette" ging es schlecht genug, aber ihr Schiff sank auf siebenundsiebzig Grad nördlicher Breite, während das uns nächste Land vielleicht mehr als das Doppelte von uns entfernt ist, von dem nächsten bewohnten Lande gar nicht zu reden. Wir sind jetzt mehr als fünfhundertfünfzig Kilometer von Kap Tscheljuskin entfernt, während es von dort nach einer bewohnten Gegend noch eine große Strecke weiter ist.

Aber die „Fram" wird nicht erdrückt werden, und niemand glaubt auch nur an die Möglichkeit eines solchen Falles. Es geht uns wie dem Kajakruderer,

der sehr wohl weiß, daß ein einziger falscher Ruderschlag genügt, ihn zum Kentern zu bringen und in die Ewigkeit zu schicken; ruhig aber setzt er seinen Weg fort, weil er weiß, daß dieser falsche Schlag nicht kommen wird.

Sonntag, 12. August. Ein herrlicher Abend. Ich machte einen Spaziergang zwischen den Rinnen und Eishügeln; es war so wunderschön ruhig und windstill, kein Laut zu hören außer dem Tropfen des Wassers von einem Eisblock und in der Ferne das dumpfe Geräusch des Einsturzes irgendeines Hügels. Die Sonne steht niedrig im Norden, und über uns ist der blaßblaue Himmelsdom mit goldverbrämten Wolken. Der tiefe Frieden der Einsamkeit.

Freitag, 21. September. Das Leben geht seinen regelmäßigen, ebenen, ereignislosen Gang, so ruhig wie das Eis selbst; und doch ist es wunderbar, wie schnell die Zeit verfliegt. Die Tag- und Nachtgleiche ist gekommen, die Nächte fangen an dunkel zu werden, und um Mittag steht die Sonne nur neun Grad über dem Horizont.

Ich verbringe den Tag mit Arbeit in der Arbeitskajüte und habe oft das Gefühl, als ob ich zu Hause in meinem Studierzimmer säße, von allen Bequemlichkeiten der Zivilisation umgeben. Wenn die Trennung nicht wäre, könnte man sich hier ebenso wohl fühlen wie dort. Manchmal vergesse ich, wo ich bin.

Nicht selten bin ich abends, wenn ich von einer Arbeit vollständig in Anspruch genommen war, aufgesprungen und habe, auf das Bellen der Hunde horchend,

bei mir gedacht: wer nun wohl kommen mag? Dann fällt mir ein, daß ich nicht zu Hause bin, sondern daß wir am Anfange einer zweiten langen arktischen Nacht stehen, daß wir mitten im gefrorenen Polarmeer treiben. Die Temperatur war heute bis auf minus siebzehn Grad Celsius gesunken; der Winter naht rasch heran.

Das sind einige von den Ereignissen, von welchen meine Tagebuchblätter in diesem ersten Jahre berichten. Wir führten ein ruhiges und arbeitsames Leben, das aber gelegentlich durch den Besuch eines Bären oder durch die Schrecken einer Eispressung mehr oder weniger unsanft unterbrochen wurde. Inzwischen hatte ich, da uns die Drift nur sehr langsam und mit vielen Windungen und Schleifen weniger nordwärts als westwärts und jedenfalls nicht dem Pole entgegenführte, eine Nordpolexpedition für das nächste Frühjahr geplant. Diese müßte aus zwei Männern und achtundzwanzig Hunden und etwa tausend Kilogramm Proviant und Ausrüstungsgegenstände bestehen. In fünfzig Tagen könnte sie den Pol erreichen, dann müßte sie den Kurs rückwärts auf Kap Fligely auf Franz-Joseph-Land richten, da natürlich an ein Wiederauffinden des Schiffes in der ungeheuren Eiswüste absolut nicht zu denken wäre. Auf der Rückreise würden wir keinen Proviant mehr für die Hunde besitzen und müßten dann anfangen, einige von ihnen zu töten, sei es zum Futter für die übrigen, sei es für uns selbst. Dann könnten wir, wenn wir am 1. März aufbrächen am 30. April am Pol sein und

wären am 1. Juli weit über Kap Fligely hinaus und hätten Aussicht, von einem Walfisch- oder Nordpolfahrer am Südrande des Polareises aufgenommen und in die Heimat gebracht zu werden.
Nachdem ich diesen Plan besonders mit dem erfahrenen Sverdrup gründlich erörtert und nach allen Seiten erwogen und wir ihn für gut befunden hatten, machten wir uns unverzüglich an die Vorbereitungen, an den Ban von Schlitten und Kajaks und an die Zusammenstellung des Proviants.
Leutnant Johansen erklärte sich mit Freuden bereit, mich auf der Expedition zu begleiten.

2. Eispressungen

Donnerstag, 3. Januar. Ein Tag der Unruhe, ein veränderungsreiches Leben trotz all seiner Einförmigkeit; gestern noch Pläne für die Zukunft und heute möglicherweise ohne ein Dach über dem Haupte, verlassen auf dem Eise!
Gegen acht Uhr wachte ich auf und hörte ein Knirschen und Krachen des Eises, als ob eine Pressung eintreten würde. Ein leichtes Zittern ging durch die ganze „Fram", und man vernahm Krachen. Als ich an Deck kam, war ich nicht wenig überrascht, an der Backbordseite entlang, kaum dreißig Schritt von der „Fram" entfernt, einen großen Eishügel zu sehen, während die Risse an dieser Seite bis achtzehn Schritt von uns reichten. Alle losen Gegenstände, die an

dieser Seite auf dem Eise lagen, wurden an Bord gebracht, die Bretter und Planken, die während des Sommers die Hütte der Meteorologen gestützt hatten, sowie das Gehäuse für die Instrumente wurden in Stücke zerlegt, weil wir nichts davon verlieren durften; dagegen war die Lotleine, welche wir mit dem Sacknetz in dem Lotloch gelassen hatten, in die Tiefe gerissen worden. Der Eishügel kommt uns in besorgniserregender Weise nahe und wenn er uns erreichen sollte, ehe das Schiff sich von dem Eise losgebrochen hat, dann kann die Sache sehr unangenehm werden. Das Schiff hat jetzt eine stärkere Neigung nach Backbord als je vorher.

Im Laufe des Nachmittags wurden verschiedene Vorbereitungen getroffen, um das Schiff zu verlassen, wenn das Schlimmste eintreten sollte. Alle Schlitten wurden an Deck bereit gestellt und die Kajaks klar gemacht, während zwanzig Kisten mit Hundekuchen an der Steuerbordseite auf dem Eise niedergelassen und neunzehn Kisten mit Brot aus dem Raume geholt und nach vorn gebracht wurden; auch vier Blechkannen mit zusammen zweihundert Liter Petroleum wurden an Deck geschafft. Als wir beim Abendessen saßen, vernahmen wir dasselbe Knirschen und Knistern des Eises, das immer näher kam. Schließlich hörten wir es gerade unter der Stelle, wo wir saßen, plötzlich krachen. Ich stürzte nach oben. Als ich die Leiter hinunterkletterte, rief mir Peder von oben zu: „Wir müssen die Hunde herauslassen; sehen Sie, es steht schon das Wasser auf dem Eise!“

Es war hohe Zeit, daß wir kamen, da das Wasser schon in den Hundestall strömte und dort bereits hoch stand. Peder watete bis zu den Knien im Wasser und stieß die Tür auf. Die meisten Hunde stürzten heraus und rannten umher, daß das Wasser aufspritzte, während einige sich furchtsam bis in die innersten Winkel verkrochen und herausgezogen werden mußten, obwohl das Wasser ihnen schon hoch an den Beinen hinauf reichte. Die armen Tiere! Es muß ihnen jämmerlich genug zumute gewesen sein, bei dem Bewußtsein, daß sie in einen solchen Raum eingeschlossen waren, während das Wasser stetig an ihnen emporstieg; trotzdem machten sie aber nicht mehr Lärm als gewöhnlich.

Nachdem die Hunde in Sicherheit gebracht waren, ging ich um die „Fram" herum, um zu sehen, was sonst noch passiert sei.

Das Eis war an dem Schiffe entlang bis vorn in die Nähe des Steuerbordbugs geborsten, und aus diesem Riß war das Wasser nach der Backbordseite geströmt, wo die Scholle durch das Gewicht der sich stetig auf uns zuschiebenden Eishügel niedergedrückt war. Der Spalt war gerade unter der Feldschmiede durchgegangen, welche dadurch in Gefahr kam und daher auf einen Schlitten gesetzt und nach einer großen Scholle an Steuerbord querab vom Heck geschafft wurde. Nach demselben Platze brachten wir auch elf Kisten mit Pemmikan, sowie die Kisten mit Hundekuchen und neunzehn Kisten mit Brot. Wir haben jetzt also dort ein vollständiges Depot liegen,

hoffentlich in völliger Sicherheit, da das Eis so dick ist, daß es vermutlich nicht nachgeben wird. Das hat Leben unter die Leute gebracht; sie sind sämtlich an Deck gekommen. Nachdem wir noch weitere vier Blechkannen mit Petroleum heraufgeholt hatten, machten wir uns an die Arbeit und brachten einundzwanzig Kisten mit Brot und einen weiteren Vorrat von Pemmikan (getrocknete Fleischmasse), sowie Schokolademehl, Butter, Suppentafeln usw., nach unserer Berechnung für zweihundert Tage, aus dem Raum auf Deck zur weiteren Fortschaffung; auch wurden Zelte, Kochapparate und dergleichen bereit gemacht, so daß jetzt alles oben in Ordnung war und wir uns ruhig zum Schlafen niederlegen konnten. Doch war es nach Mitternacht geworden, ehe wir fertig waren.

Während ich hier noch sitze und schreibe, höre ich das Knirschen und Krachen draußen wieder beginnen; es finden also noch immer Eispressungen statt. Alle sind in bester Stimmung, und es scheint fast, als ob sie dies als eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit unseres Daseins betrachten. Nun, es ist halb zwei Uhr; ich glaube, ich lege mich lieber in die Koje; ich bin müde, und der Himmel mag wissen, wie bald ich wieder geweckt werde.

Freitag, 4. Januar. Der Hügel wird immer höher und rückt uns gerade auf den Leib, langsam, wenn die Pressung nur mit Zwischenpausen kommt, schneller, wenn der Andrang längere Zeit anhält. Man kann den Eishaufen tatsächlich näher und näher heran-

kriechen sehen; jetzt, um ein Uhr, ist er nur wenige, kaum fünf Schritt von dem Schneehügel in der Nähe der Bugpforten entfernt. Von dort bis zum Schiffe sind es kaum mehr als drei Meter, so daß es nicht mehr lange dauern wird, bis er uns erreicht. Da das Eis unter dem Gewichte des Hügels an der Backbordseite sich senkt und die „Fram" größere Neigung dort hinüber bekommt, so strömt mehr Wasser über das neue Eis, welches sich auf dem gestern ausgetretenen Wasser gebildet hat. Dies heißt beinahe Zoll für Zoll sterben.

Ich ging dann hin und schaute mir den Hügel an. Wie sicher er fortschreitet! Ich betrachtete auch die Risse im Eise, wie sie sich um das Schiff herum bildeten und ausdehnten; ich hörte zu, wie es im Eise unter meinen Füßen krachte und knisterte, und hatte wenig Lust, meine Koje aufzusuchen, ehe ich die „Fram" nicht ganz vom Eise befreit gesehen hätte. Während ich hier noch sitze, höre ich, wie das Eis einen neuen Angriff unternimmt und lärmt und preßt, woraus ich erkenne, daß der Eishügel immer näher kommt. Alles ist bereit, das Schiff zu verlassen, wenn es nötig sein sollte. Heute wurden die Kleidungsstücke usw. hinaufgebracht und für einen jeden in Säcken zur Fortschaffung bereit gelegt.

Die Wache hat Order, mich zu wecken, sobald der Eishügel sich der „Fram" nähert. Ein Glück, daß wir jetzt Mondschein haben, so daß wir wenigstens von allen diesen Greueln etwas sehen.

Sonnabend, 5. Januar. Heute nacht schläft jeder

in voller Kleidung, die unentbehrlichsten Gegenstände liegen zur Seite oder sind am Körper befestigt; jeder ist bereit, beim ersten Warnungsrufe auf das Eis zu springen.

Ich habe gut geschlafen und bin nur einmal aufgewacht; ich horchte dann auf das Knirschen und Schieben und Krachen des Eises, bis ich wieder einschlief. Um fünfeinhalb Uhr morgens wurde ich von Sverdrup geweckt, der mir berichtete, daß der Eishügel jetzt die „Fram" erreicht habe und heftig gegen uns andränge, sowie daß das Eis bis zur Rehling hinaufrage.

Ich blieb darüber nicht sehr lange im Zweifel, denn ich hatte noch kaum die Augen geöffnet, als ich es draußen im Eise donnern und krachen hörte, als ob der Tag des Jüngsten Gerichts gekommen sei. Ich sprang auf. Es blieb nichts weiter übrig, als die ganze Mannschaft zu wecken, allen noch übrigen Proviant auf das Eis zu schaffen und dann unsere Pelze und sonstigen Ausrüstungsgegenstände an Deck zu bringen, so daß sie im Notfalle jeden Augenblick über Bord geworfen werden konnten. Damit ging der Tag hin, doch blieb das Eis ruhig. Zuletzt wurde auch das Petroleumboot, das in den Davits an der Backbordseite hing, herabgelassen und nach der großen Scholle geschleppt. Gegen acht Uhr abends, als wir glaubten, daß die Eispressung nachgelassen habe, begann das Donnern und Krachen noch ärger als je vorher. Als ich nach oben eilte, stürzten mittschiffs große Massen Schnee und Eis hoch über die Rehling und das Zelt. Es waren solche

Mengen, daß ich jeden Augenblick zu sehen erwartete, wie das Eis hereinbrechen und den Eingang versperren würde. Als ich nach unten kam, rief ich alle Mann an Deck, sagte ihnen aber, daß sie nicht durch die Tür an der Backbordseite, sondern durch den Kartenraum und an der Steuerbordseite hinausgehen sollten. Zunächst mußten alle Säcke aus dem Salon hinaufgeschafft werden und dann hatten wir diejenigen, welche an Deck lagen, in Sicherheit zu bringen. Denn ich befürchtete, es könnte, wenn die Tür an der Backbordseite nicht geschlossen gehalten würde, das Eis, falls es durch das Zelt brechen sollte, über das Deck und durch die Tür dringen, den Durchgang füllen, die Treppe hinabstürzen und uns wie in einer Mausefalle einschließen.

Es war unnötig, sie zur Eile anzutreiben; das besorgte das Eis, das sich so gegen die Schiffsseiten preßte, daß ich glaubte, es sei alles aus. Es war in der Dunkelheit ein fürchterliches Durcheinander, und um allem die Krone aufzusetzen, hatte der Steuermann in der Eile die Lampen ausgehen lassen. Ich mußte nochmals hinuntergehen, um etwas über die Füße zu ziehen, da meine finnischen Schuhe in der Kajüte zum Trocknen hingen. Als ich hinunterkam, hatte die Eispressung ihren Höhepunkt erreicht; die Balken des Halbdecks krachten über mir, daß ich glaubte, sie würden auf mich herabstürzen.

Bald waren der Salon und die Kabinen von den Säcken geleert, und ebenso auch das Deck, worauf wir uns daran machten, die Sachen auf dem Eise

weiterzuschleppen. Dieses brüllte und krachte mit solcher Gewalt gegen die Schiffsseiten, daß wir kaum unser eigenes Wort verstehen konnten. Doch lief alles gut ab, und nach kurzer Zeit war das ganze Gepäck in Sicherheit gebracht.

Während wir die Säcke schleppten, hatte das Pressen des Eises endlich aufgehört, worauf alles wieder so ruhig war wie zuvor.

Aber welch ein Anblick! Die Backbordseite der „Fram" war vollständig unter Schnee begraben; das einzige, was man sehen konnte, war das aus demselben hervorragende Zeltdach. Hätte das Petroleumboot noch in den Davits gehangen, wie ein paar Stunden vorher, es würde kaum der Vernichtung entgangen sein. Die Davits waren völlig von Eis und Schnee bedeckt.

Alles, von dem man denken konnte, daß es uns möglicherweise von Nutzen sein würde, wurde herausgeschafft. Den Steuermann sahen wir einen großen Kleidersack wegschleppen, sowie ein schweres Bündel Becher, die an der Außenseite des Sackes befestigt waren. Später lief er mit allen möglichen Dingen umher, mit Fausthandschuhen, Messern, Bechern usw., die an seinen Kleidern befestigt waren und an seinem Körper herabhingen, so daß man das klappernde Geräusch schon aus der Ferne hören konnte. Er bleibt bis zuletzt der alte.

Abends begannen alle, ihren Vorrat an Kuchen, Konfekt und dergleichen aufzuessen; auch rauchten sie Tabak und genossen das Leben in der aufgeräum-

testen Stimmung. Offenbar meinten sie, es sei nicht sicher, wann sie wieder so gute Zeiten an Bord der „Fram“ haben würden, und hielten es daher für besser, die Gelegenheit zu benutzen. Wir befinden uns jetzt auf Kriegsfuß in einem leeren Nest.

Zur Vorsicht haben wir jetzt alle Türen offen, so daß wir stets die Gewißheit haben, hinaus zu können, selbst wenn irgend etwas brechen sollte. Wir möchten nicht gern, daß der Eisdruck uns die Türen verschließe, indem er die Türpfosten zusammendrückt. Die „Fram“ ist unstreitig ein starkes Schiff. Wir haben einen mächtigen Eishügel an unserer Backbordseite, und es ist jetzt gerade die Zeit der Eispressungen. Das Schiff legte sich mehr auf die Seite als je, fast sieben Grad, aber nach dem letzten Eisdruck, den es auszuhalten hatte, hat es sich wieder ein wenig gehoben, so daß es sich vom Eise losgebrochen haben muß und sich aufzurichten begonnen hat; jetzt ist ohne Zweifel alle Gefahr vorüber. Die ganze Geschichte wird als „Viel Geschrei und wenig Wolle“ enden.

Sonntag, 6. Januar. Ein ruhiger Tag; seit gestern abend keine Eispressungen. Die meisten Leute schliefen heute morgen gut. Am Nachmittag sind sie sämtlich sehr eifrig beschäftigt gewesen, die „Fram“ wieder aus dem Eise auszugraben; wir haben schon die Rehling von hinten bis zum Halbdeck freigemacht, doch ist ein beträchtlicher Haufen auch auf das Zeltdach gefallen.

Heute nachmittag nahm Hansen eine Meridianhöhe, die dreiundachtzig Grad vierunddreißig Minuten

nördlicher Breite ergab. Hurra! Wir kommen gut nach Norden weiter, dreizehn Minuten seit Montag, und sind jetzt auf der nördlichsten Breite, die je erreicht worden ist. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Gelegenheit bei einer Bowle, eingemachten Früchten, Kuchen und Zigarren vom Doktor gehörig gefeiert wurde.

Gestern abend rannten wir mit unseren Säcken um das Leben, heute trinken wir Punsch und schmausen: das sind die Wechselfälle des Schicksals.

Montag, 7. Januar. Heute wird die Arbeit des Ausgrabens der „Fram" fortgesetzt; jedenfalls wollen wir die Rehling vom Eise frei machen. Das Schiff bietet im Mondschein einen höchst imposanten Anblick. So sehr man sich auch seiner eigenen Kraft bewußt sein mag, kann man doch nicht umhin, einen Gegner zu achten, der über solche Gewalt verfügt und in wenigen Augenblicken so mächtige Kriegsmaschinen in Bewegung setzen kann. Wahrscheinlich soll das Eis irgendeinen Sturmbock darstellen. Aber die „Fram" ist ihm gewachsen; kein anderes Schiff würde indes einem solchen Angriff haben standhalten können. In weniger als einer Stunde kann das Eis eine Mauer neben und über uns aufbauen, aus der herauszukommen uns einen Monat und vielleicht noch mehr Zeit kosten würde.

Es ist etwas Gigantisches daran; es ist wie ein Kampf zwischen Zwergen und einem Riesen, in welchem die Zwerge zur Schlauheit und List ihre Zuflucht nehmen müssen, um aus den Händen des andern zu entkom-

men, der selten seinen Griff lockert. Die „Fram“ ist das Schiff, das die Zwerge mit all ihrer Schlauheit gezimmert haben, um den Kampf mit dem Riesen aufzunehmen, und an dessen Bord sie mit ameisenartigem Fleiß arbeiten, während jener es nur der Mühe wert hält, hin und wieder seinen Körper umzuwenden. Aber jedesmal, wenn er sich herumdreht, ist es, als ob die Nußschale zertrümmert und begraben werden und verschwinden sollte. Die Zwerge haben jedoch so geschickt gebaut, daß die Nußschale immer flott bleibt und sich der tödlichen Umarmung entwindet. Alle die alten Sagen und Mythen von den Riesen, von Thors Kampf in Jotunheim, als die Berge donnernd einstürzten und die Felsen umhergeschleudert wurden, als die Täler sich mit fallenden Felsstücken füllten, kommen mir in Erinnerung, wenn ich diese mächtigen Eismassen sehe, die sich rundherum im Mondschein bewegen. Und wenn ich die Leute betrachte, die auf dem Eishügel stehen und hacken und graben, um einen Bruchteil davon zu entfernen, dann erscheinen sie mir kleiner als Zwerge, ja noch kleiner als Ameisen. Wenn die Ameisen aber auch nur ein einzelnes Korn tragen können, so bauen sie doch im Laufe der Zeit einen Ameisenhaufen, in welchem sie, geschützt gegen Sturm und Winter, behaglich leben können.

3. Die Schlittenreise nach dem Norden

Endlich ist der Tag gekommen, der große Tag, an welchem die Reise angetreten werden soll. Die Zeit ist mit unermüdlicher Arbeit hingegangen, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Tag und Nacht hatten wir den Kopf voll von alle dem, was noch geschehen mußte und was nicht vergessen werden durfte. In den letzten Nächten kam ich nicht vor dreieinhalb oder viereinhalb Uhr morgens zu Bett. Nicht nur hatten wir für die Gegenstände zu sorgen, die wir mitnehmen mußten; da wir das Schiff verlassen, müssen auch der Befehl und die Verantwortlichkeit in andere Hände gelegt, und es muß Sorge getragen werden, daß nichts vergessen wird, was die Zurückbleibenden behalten sollen.

So kam der letzte Abend, den wir an Bord der „Fram" verbringen sollten, und es wurde ein Abschiedsfest gefeiert. In seltsamer, wehmütiger Weise mischten sich die Erinnerungen an alles, was wir hier an Bord erlebt hatten, mit der Hoffnung und dem Vertrauen auf das, was die Zukunft bringen würde.

Am 14. März verließen wir um Mittag unter donnerndem Salut die „Fram", nachdem wir Lebewohl gesagt und gegenseitig die herzlichsten Glückwünsche ausgetauscht hatten. Einige der an Bord Bleibenden gingen noch eine kleine Strecke mit, doch kehrte Sverdrup bald wieder um, weil er zum Mittagessen um 1 Uhr an Bord sein wollte. Auf dem Gipfel eines Eishügels sagten wir beide uns Lebewohl; die

„Fram" lag hinter uns, und ich erinnere mich noch, daß ich eine Zeitlang stehen blieb und Sverdrup nachblickte, der auf seinen Schneeschuhen gemächlich heimwärts zog. Beinahe hätte ich gewünscht, mit ihm umzukehren, um wieder im gemütlichen, warmen Salon ausruhen zu können. Ich wußte nur zu gut, daß eine lange Zeit vergehen würde, bis wir wieder unter einem behaglichen Dache schlafen und speisen würden. Daß aber die Zeit so lange dauern sollte, wie sie in Wirklichkeit dauerte, hat damals keiner von uns auch nur geahnt. Wir alle glaubten, daß die Expedition entweder glücken werde und wir dann noch in demselben Jahre heimkehren würden, oder daß sie — nicht glücken werde.

Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen waren allein noch bei uns und arbeiteten sich schwitzend, jeder mit seiner Last auf dem Rücken, weiter. Es wurde ihnen sauer genug, auf dem flachen Eise Schritt mit uns zu halten, so schnell kamen wir vorwärts; als wir aber an die Eishügel gelangten, wurden die Schlitten so vollständig zum Stillstand gebracht, daß ihnen darüber hinweggeholfen werden mußte. An einer Stelle waren die Eisgrate so schlimm, daß wir die Schlitten eine weite Strecke tragen mußten. Nachdem es uns endlich mit vieler Mühe gelungen war, die Hindernisse zu überwinden, schüttelte Peder Hendriksen nachdenklich den Kopf und bemerkte zu Johansen, wir würden noch viel mehr von derselben Art antreffen und genug schwere Arbeit haben, ehe wir so viel von den Lasten aufgegessen hätten, daß die Schlitten

leicht laufen würden. In diesem Augenblicke gelangten wir gerade an eine weite Strecke schlechten Eises, und Peder wurde um unsere Zukunft immer besorgter; gegen Abend besserten sich die Verhältnisse aber, so daß wir rascher vorwärts kamen. Als wir um sechs Uhr haltmachten, zeigte der Wegweiser elf Kilometer, was für das erste Tagewerk nicht gerade schlecht war. Wir verbrachten einen fröhlichen Abend in unserm Zelte, das gerade groß genug war, um uns alle fünf aufzunehmen. Pettersen, der müde geworden und dem es unterwegs sehr warm geworden war, zitterte und jammerte vor Kälte, während die Hunde angekoppelt und gefüttert wurden und wir das Zelt aufschlugen; er fand den Aufenthalt aber erheblich erträglicher, als er erst in seinen warmen Wolfskleidern im Innern des Zeltes saß und einen Topf dampfender Schokolade vor sich hatte; in der einen Hand ein Stück Butter, in der andern ein Stück Hartbrot haltend, rief er aus: „Nun geht es mir wie einem Prinzen!“ Später verarbeitete er längere Zeit den erhebenden Gedanken, daß er hier mitten im Polarmeere in einem Zelte sitze. Armer Bursche! Er hatte so sehr gebeten, daß wir ihn auf diese Expedition mitnehmen möchten; er wolle für uns kochen und sich allgemein nützlich machen, als Klempner wie als Schmied, und dann auch wäre es so gemütlich, wenn wir zu dritt beisammen wären. Ich hatte ihm mein Bedauern ausgesprochen, daß ich nicht mehr als einen Gefährten mitnehmen könnte. Er war darob mehrere Tage mit melancholischer Miene umherge-

gangen; jetzt fand er Trost darin, daß er uns wenigstens einen Teil des Weges begleitet habe und sich jetzt als Wilder auf diesem großen öden Meer befinde, was, wie er sagte, nicht viele Leute von sich behaupten könnten.

Die Kameraden hatten keinen Schlafsack mitgenommen, weshalb sie sich aus Schnee eine behagliche kleine Hütte bauten, in die sie mit ihren Wolfsfellkleidern hineinkrochen und in der sie eine ziemlich gute Nacht verbrachten. Ich war am nächsten Morgen schon früh wach, fand aber, als ich aus dem Zelte kroch, daß vor mir schon jemand auf den Beinen gewesen war, und zwar Peder, der infolge der Kälte erwacht war und nun auf und ab spazierte, um die steif gewordenen Glieder wieder zu erwärmen. Er habe es jetzt versucht, meinte er; nie würde er es für möglich gehalten haben, im Schnee zu schlafen, doch sei es gar nicht so schlimm gewesen. Er wollte nicht recht zugeben, daß ihn gefroren hatte und daß das der Grund war, weshalb er so früh aufgestanden war. Wir nahmen zum letzten Male gemeinsam ein gemütliches Frühstück ein, dann wurden die Schlitten bereit gehalten und die Hunde angeschirrt; noch ein Händedruck den Kameraden, und ohne daß viele Worte gesprochen worden wären, ging es hinaus in die Einsamkeit.

Peder schüttelte traurig den Kopf, als wir uns in Bewegung setzten; in geringer Entfernung drehte ich mich um und sah ihn oben auf einem Eishügel stehen. Er blickte uns noch immer nach; seine Gedanken

waren gewiß trüb; vermutlich dachte er, er habe zum letzten Male mit uns gesprochen.

Wir fanden große Strecken flachen Eises und kamen daher rasch vorwärts, immer weiter von unseren Gefährten, ins Unbekannte hinein, wo wir beide und die Hunde monatelang verlassen umherwandern sollten. Die Takelung der „Fram" war längst hinter dem Rande des Eises verschwunden. Oft kamen wir an aufgetürmte Ketten und unebenes Eis, wo wir den Schlitten weiterhelfen und sie zuweilen sogar tragen mußten. Manchmal geschah es auch, daß sie vollständig umstürzten, so daß wir sie nur durch angestrengtes Heben wieder aufrichten konnten. Etwas erschöpft von dieser schweren Arbeit machten wir um sechs Uhr abends halt, nachdem wir im Laufe des Tages ungefähr neun Kilometer zurückgelegt hatten.

Das waren nicht gerade die Märsche, auf die ich gerechnet hatte; allein wir hofften, daß die Schlitten allmählich leichter werden und wir besseres Eis zum Fahren finden würden. Letzteres schien anfänglich auch wirklich der Fall zu sein.

Am Sonntag, 17. März, bemerkte ich in meinem Tagebuche:

Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir nach Norden gelangen. Niedrigste Temperatur in der Nacht minus zweiundvierzig acht Zehntel Grad Celsius.

Mittwoch, 20. März, sagt mein Tagebuch:

Wieder schönes Wetter zum Reisen mit prächtigen Sonnenuntergängen, aber etwas kalt, namentlich

nachts in den Schlafsäcken. (Wir hatten minus einundvierzig Grad und minus zweiundvierzig Grad Celsius.) Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir vordringen; an manchen Stellen ist es, als ob wir auf Inlandeis wären. Wenn das so anhält, wird das Ganze wie ein Tanz gehen.

Donnerstag, 21. März. Morgens neun Uhr minus zweiundvierzig Grad Celsius. (Minimum in der Nacht minus vierundvierzig Grad Celsius.) Klar, wie es bisher alle Tage war; wunderschönes, glänzendes Wetter, herrlich zum Marsche, aber nachts etwas kalt; das Quecksilber wie gewöhnlich gefroren. Bei solcher Temperatur im Innern des Zeltes die Finnenschuhe zu flicken, während einem die Nase langsam erfriert, ist keineswegs ein Vergnügen.

Freitag, 22. März. Herrliches Wetter, um weiterzukommen; es geht immer besser.

Von hier ab war es mit dem flachen Eise, auf dem das Marschieren Freude gemacht hatte, zu Ende, und wir hatten oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir ermüdeten immer mehr von der nie endenden Anstrengung, wenn wir den Hunden helfen nnd die Schlitten jedesmal, wenn sie umgefallen waren, wieder aufrichten und sie über Hügel und sonstige Unebenheiten des Terrains ziehen oder geradezu hinwegheben mußten. Manchmal waren wir abends so schläfrig, daß wir im Weitergehen einschliefen. Der Kopf sank mir herab, ich schlief, doch plötzlich wachte ich auf, wenn ich auf den Schneeschuhen vornüber stolperte. Sobald wir einen Lagerplatz hinter einem

Hügel oder einer Eiskette gefunden hatten, wo wir etwas Schutz vor dem Winde fanden, pflegten wir halt zu machen. Während Johansen für die Hunde sorgte, fiel es mir gewöhnlich zu, das Zelt aufzurichten, den Kochapparat mit Eis zu füllen, den Brenner anzuzünden und so rasch wie möglich das Abendessen fertig zu machen. Dasselbe bestand in der Regel den einen Tag aus Labskaus von Pemmikan und getrockneten Kartoffeln, den andern aus „Fiskegratin", das aus Fischmehl, Weizenmehl und Butter bereitet wurde. Am dritten Tage gab es Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe mit Brot und Pemmikan.

Sobald Johansen die Hunde versorgt hatte, wurden die verschiedenen Säcke mit den Eßwaren für Frühstück und Abendessen, sowie auch unsere Säcke mit den nötigen Privatgegenständen hereingebracht; dann wurde der Schlafsack ausgebreitet und die Zeltöffnung sorgfältig verschlossen, worauf wir in den Sack krochen, um unsere Kleider aufzutauen. Es war das keine sehr angenehme Arbeit. Im Laufe des Tages hatten sich die Ausdünstungen des Körpers nach und nach in der äußeren Kleidung verdichtet, die nun eine Eismasse bildete und zu einem richtigen Eispanzer gefror. Er war so hart und steif, daß er, wenn wir ihn nur hätten ausziehen können, allein gestanden hätte; jedesmal, wenn wir uns bewegten, knisterte er hörbar. Die Kleider waren so steif, daß der Rockärmel während des Marsches in meine Handgelenke eine tiefe Wunde scheuerte; zu einer solchen Wunde am rechten Arme trat der Frost, worauf sie

immer tiefer wurde und fast bis auf den Knochen fraß. Ich versuchte sie mit Binden zu schützen, doch heilte sie erst im Spätsommer; die Narbe werde ich wahrscheinlich mein ganzes Leben behalten. Wenn wir abends in den Schlafsack gekrochen waren, begann die Kleidung langsam aufzutauen, ein Prozeß, bei dem ein beträchtliches Quantum Körperwärme verbraucht wurde. Wir drückten uns im Sack dicht aneinander und lagen dann eine oder anderthalb Stunden mit klappernden Zähnen, ehe wir im Körper etwas Wärme verspürten, deren wir so dringend bedurften. Endlich wurden unsere Kleider naß und schmiegsam, aber nur um morgens, wenige Minuten nachdem wir uns aus dem Sack erhoben hatten, wieder steif zu frieren. Davon, daß wir die Kleider auf der Reise trocken bekommen konnten, solange die Kälte anhielt, war keine Rede, da sich immer mehr Körperfeuchtigkeit darin sammelte.

Wie froren wir, wenn wir vom Frost geschüttelt im Sacke lagen und darauf warteten, daß das Abendessen fertig werden sollte! Ich, der ich der Koch war, mußte mich einigermaßen wach halten, um auf das Kochen aufzupassen, was mir auch gelang. Endlich war das Abendessen fertig und ausgeteilt; es schmeckte immer köstlich. Das waren die schönsten Augenblicke unseres Daseins, auf die wir uns schon den ganzen Tag freuten. Allein manchmal waren wir so müde, daß uns die Augen zufielen und wir mit dem Löffel auf dem Wege zum Munde einschliefen. Die Hand fiel leblos zurück, und die im Löffel

befindliche Speise flog auf den Sack. Nach dem Essen gestatteten wir uns in der Regel den Luxus eines Extratrunkes Wasser, so heiß, wie wir es schlucken konnten, in welchem Molkenpulver aufgelöst war. Es schmeckte ähnlich wie gekochte Milch, und wir fanden es wunderbar belebend; es schien uns bis hinab in die Zehenspitzen zu wärmen. Dann pflegten wir wieder tief in den Sack hineinzukriechen, die Klappe über den Köpfen sorgfältig festzuschnallen, uns dicht aneinander zu drängen und bald den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Aber selbst in den Träumen marschierten wir unaufhörlich weiter nach Norden, quälten uns mit den Schlitten ab und trieben die Hunde an; oft hörte ich Johansen im Schlafe „Pan", „Barrabas" oder „Klapperslangen" zurufen: „Willst du vorwärts, du Teufel, du! Prr, prr, ihr Höllenhunde! — Saß, saß! — Hol euch der Teufel mitsamt den Schlitten!", bis ich wieder einschlief.

Es schien uns beiden im Schlafsack recht angenehm, sobald wir erst die nötige Wärme im Leibe hatten; indes kann es nicht schnell warm geworden sein, denn als ich eines Nachts aufwachte, hatte ich alle Fingerspitzen an beiden Händen erfroren.

Morgens war ich als Koch gezwungen, zuerst aufzustehen, um das Frühstück zu bereiten, wozu ich eine Stunde Zeit brauchte. In der Regel bestand es den einen Morgen aus Schokolade, Butterbrot und Pemmikan, den andern aus Hafermehlsuppe oder einer Mischung von Mehl, Wasser und Butter, ähn-

lich unserer heimischen Buttersuppe. Dazu gab es Milch, die aus Molkenpulver und Wasser bereitet war. Sobald das Frühstück fertig war, weckte ich Johansen; dann setzten wir uns aufrecht im Schlafsack hin, breiteten eine der wollenen Decken als Tischtuch aus und machten uns ans Werk. Nachdem wir das Frühstück behaglich verzehrt hatten, schrieben wir ein wenig an unseren Tagebüchern; dann mußten wir an den Aufbruch denken. Aber wie müde waren wir manchmal noch, wie oft würde ich nicht alles darum gegeben haben, wenn ich wieder in den Sack hätte hineinkriechen und volle vierundzwanzig Stunden hätte durchschlafen können. Es schien mir, als ob dies das größte Vergnügen der Welt sein müsse; aber es galt, nach Norden zu kommen, immer nach Norden.

Nachdem wir Toilette gemacht hatten, ging es in die Kälte hinaus, um die Schlitten bereit zu machen, die Zugleinen der Hunde zu entwirren, die Tiere anzuschirren und uns so rasch wie möglich auf den Weg zu machen. Ach wie sehnten wir uns in diesen sauren Tagen nach unseren warmen Wolfspelzen, die wir auf der „Fram" gelassen hatten! Wir zogen weiter. Ich ging voraus, um einen Weg durch das unebene Eis zu suchen, dann kam der Schlitten mit meinem Kajak. Die Hunde lernten bald folgen, hielten aber bei jeder Unebenheit des Terrains an; wenn man sie dann nicht durch Zuruf veranlaßte, alle zu gleicher Zeit anzuziehen und so den Schlitten über die Schwierigkeit hinwegzubringen, dann mußte man wieder umkehren, und sie, je nachdem die Um-

stände es erforderten, peitschen oder ihnen helfen. Johansen folgte mit den beiden anderen Schlitten, indem er bald den Hunden zurief, sie müßten ordentlich ziehen, bald sie peitschte, bald selbst mit zog, um die Schlitten über die bösen Eisrücken hinwegzubringen. Es war unleugbar eine Grausamkeit gegen die armen Tiere, an die man sich noch oft mit Abscheu erinnert. Noch jetzt macht es mich schaudern, wenn ich daran denke, wie wir sie mit dicken Eschenstöcken unbarmherzig geschlagen haben, wenn sie, kaum noch imstande, sich zu bewegen, vor lauter Erschöpfung anhielten. Das Herz blutete einem, wenn man es mit ansehen mußte, aber wir wandten den Blick ab und verhärteten uns. Es war notwendig. Wir mußten ja vorwärts, und diesem Zwecke gegenüber mußte alles andere zurücktreten. Das ist die traurige Seite von Expeditionen dieser Art, daß man jedes bessere Gefühl systematisch ertötet, bis nur der hartherzige Egoismus übrig ist. Wenn ich an alle die prächtigen Tiere denke, die, ohne zu murren, für uns gearbeitet haben, solange sie einen Muskel rühren konnten, die niemals Dank, selten ein freundliches Wort dafür bekommen haben, die sich täglich unter der Peitsche krümmten, bis die Zeit kam, daß sie nicht mehr konnten und der Tod sie von ihren Leiden befreite, wenn ich daran denke, wie sie, einer nach dem anderen, da oben in den öden Eisfeldern, die Zeugen ihrer Treue und Aufopferung gewesen sind, zurückgelassen worden sind, dann kommen mir Augenblicke bitterer Selbstvorwürfe.

Wir brauchten beide lange Zeit, um abends unser Zelt aufzuschlagen, die Hunde zu füttern, zu kochen usw. und morgens alles wieder zum Aufbruch zu rüsten und uns selbst marschfertig zu machen, so daß die Tage uns niemals lang genug erschienen, wenn wir gehörige Tagemärsche machen und außerdem den Schlaf genießen wollten, dessen wir nachts bedurften. Da aber die Nächte heller wurden, brauchten wir uns nicht länger an die Tagesstunden zu halten, sondern konnten aufbrechen, wann es uns gefiel, mochte es Tag oder Nacht sein. Ebenso hielten wir auch an und genossen den Schlaf, der uns und den Hunden notwendig war, wenn es uns paßte. Ich versuchte Märsche von neun bis zehn Stunden zur Regel zu machen. Um die Mitte des Tages hielten wir gewöhnlich Rast und nahmen etwas Nahrung zu uns, meist Brot und Butter, sowie etwas Pemmikan oder Leberpastete; doch waren diese Mittagessen eine schwere Prüfung. Wir pflegten uns eine gut geschützte Stelle zu suchen und wickelten uns zuweilen sogar in unsere wollenen Decken ein, allein trotzdem schnitt uns der Wind bis auf die Haut, wenn wir auf den Schlitten saßen und unser Mahl einnahmen. Zuweilen breiteten wir unseren Schlafsack auf dem Eise aus, nahmen unser Essen und krochen hinein; aber selbst dann gelang es uns nicht, das Essen oder unsere Kleider aufzutauen. Wenn die Kälte gar zu stark war, wanderten wir, um uns warm zu halten, auf und ab und aßen im Gehen. Dann kam die nicht weniger unangenehme Aufgabe,

die Zugtaue der Hunde zu entwirren, so daß wir uns freuten, wenn wir uns wieder in Bewegung setzen konnten. Nachmittags pflegte jeder ein Stück Fleischschokolade zu sich zu nehmen.

Dienstag, 2. April. Auf dieser Reise sind viele Schwierigkeiten verschiedener Art zu überwinden. Die schlimmsten von allen sind aber vielleicht die vielen Kleinigkeiten, die vor dem Aufbruche zu besorgen sind. Obwohl ich am Montag abend schon um sieben Uhr aufgestanden war, um zu kochen, war es doch fast zwei Uhr morgens, ehe wir den Lagerplatz verlassen konnten.

Anfänglich ging alles prächtig; dann aber kam eine Eiskette nach der andern und die nächste immer schlimmer als die vorhergehende. Um acht oder neun Uhr morgens hielten wir eine lange Mittagsrast, nachdem wir uns einen geschützten Platz an der Leeseite eines Eisrückens ausgesucht hatten. Wir breiteten den Schlafsack aus und krochen mit unserm Essen hinein; aber ich war so müde, daß ich mit diesem in der Hand einschlief.

Mir träumte, ich sei in Norwegen und besuche bei Fredrikshald Leute, die ich in meinem Leben nur einmal gesehen hatte; sie waren so lieb und freundlich. Es war der erste Weihnachtsfeiertag, und ich wurde in ein großes leeres Zimmer geführt, wo wir zu Mittag speisen sollten. Es war dort so kalt, daß ich zitterte, doch dampften bereits einige heiße Schüsseln auf der Tafel, sowie eine wunderschöne fette Gans. O wie unsagbar freute ich mich auf die Gans! Dann

begannen andere Gäste einzutreffen, durchs Fenster konnte ich sie ankommen sehen; als ich hinausgehen wollte, um sie zu begrüßen, stolperte ich und fiel in tiefen Schnee. Wie das mitten im Speisesaale möglich war, weiß ich nicht. Der Wirt amüsierte sich darüber und lachte — und ich wachte auf und fand mich zitternd vor Kälte in einem Schlafsack auf dem Treibeise im fernen Norden. O wie elend und unglücklich fühlte ich mich da! Wir standen auf, packten schweigend unsere Sachen zusammen und setzten den Marsch fort; erst um vier Uhr nachmittags hielten wir an. Doch mir schien alles düster und trostlos, und es dauerte lange, bis ich meine Enttäuschung verwunden hatte. Was würde ich nicht für das Mittagsmahl gegeben haben oder für eine Stunde in jenem Speisesaal, so kalt er auch war! Ach der Wind dringt durch und durch!

Die Eisrücken und die wieder zugefrorenen Rinnen mit zusammengeschobenen Eisblöcken auf beiden Seiten werden schlimmer und immer schlimmer, und es ist eine verzweifelte Arbeit, sich über die neuen Eisgrate einen Weg zu bahnen. Die Schneeschuhe können nicht benutzt werden, weil zwischen den aufgetürmten Eisblöcken zuwenig Schnee liegt, man muß also ohne jene weiterwaten. Bei diesem unsichtigen Wetter, wo alles weiß in weiß ist, ist es unmöglich, etwas von den Unebenheiten und Löchern zu sehen, zumal die Zwischenräume zwischen den Eisblöcken mit einer dünnen trügerischen Schneeschicht bedeckt sind, durch welche man in Spalten uud Fallgruben

hineinstürzt; dabei kann man noch von Glück sagen, wenn man ohne Beinbruch davonkommt. Um einen Weg zu finden, muß man weite Strecken vorausgehen, manchmal in der einen, manchmal in einer anderen Richtung suchen, und hat man einen entdeckt, dann heißt es wieder umkehren, um die Schlitten zu holen, so daß man denselben Weg viele Male machen muß. Als wir gestern haltmachten, war ich fast fertig. Das Schlimmste war jedoch, daß wir so lange unterwegs gewesen waren, daß es mittlerweile zum Aufziehen unserer Uhren zu spät geworden war, als wir das Lager aufschlugen. Johansens Uhr war vollständig stehengeblieben; die meinige tickte und ging glücklicherweise noch, als ich sie aufzog, so daß sie hoffentlich noch in Ordnung ist. Um zwölf Uhr mittags minus einunddreißig fünf Zehntel Grad Celsius. Klares Wetter, südöstlicher Wind (vier Meter Geschwindigkeit in der Sekunde).

Das Eis scheint immer schlechter zu werden, und ich beginne zu zweifeln, ob es klug sein wird, den Marsch zu lange nach Norden fortzusetzen.

Mittwoch, 3. April. Um Mittag stand ich auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen, die uns auf fünfundachtzig Grad vierundfünfzig Minuten nördlicher Breite versetzt. Es ist erstaunlich, daß wir noch nicht weitergelangt sind; wir quälen uns ab, soviel wir können, aber ohne große Fortschritte zu machen.

Während des Weitermarsches rechnete und addierte ich fortwährend unsere Märsche zusammen, um immer zu demselben Resultat zu kommen, nämlich daß wir

weit über den sechsundachtzigsten Breitengrad hinaus sein müßten, vorausgesetzt, daß das Eis stillstände. Es wurde mir jedoch bald klar, daß es sich südwärts bewegte und wir in seiner eigensinnigen Drift, je nach der Willkür von Wind und Strömung, unsern schlimmsten Feind zu bekämpfen hatten.

Sonnabend, 6. April. Zwei Uhr morgens minus vierundzwanzig zwei Zehntel Grad Celsius. Das Eis wurde immer schlimmer. Gestern brachte es mich fast zur Verzweiflung, und als wir heute morgen haltmachten, war ich beinahe entschlossen, wieder umzukehren. Ich will jedoch noch einen Tag weitergehen, um zu sehen, ob das Eis nach Norden hin wirklich so schlecht ist, wie es von dem zehn Meter hohen Eisrücken aus, hinter dem wir lagen, aussieht. Gestern haben wir kaum einige Kilometer zurückgelegt. Rinnen, Ketten und rauhes Eis; es sieht aus wie eine endlose Moräne von Eisblöcken; und dabei das unaufhörliche Heben der Schlitten über jede Unebenheit hinweg; es genügte, Riesen zu ermüden.

Montag, 8. April. Nein, das Eis wird immer schlechter, und wir kommen nicht weiter; eine Kette folgte der anderen, und es gab nichts als Eisblöcke, über die wir fahren mußten. Wir brachen heute morgen gegen zwei Uhr auf und setzten den Weg, solange wir konnten, fort, wobei wir die Schlitten während der ganzen Zeit fast tragen mußten; schließlich wurde es aber zu arg. Ich war auf Schneeschuhen eine gute Strecke vorausgeeilt, fand aber keine Aussichten auf Vorwärtskommen, und erblickte

selbst von den höchsten Hügeln überall nur dasselbe Eis. Es ist ein wahres Chaos von Eisblöcken, das sich bis an den Horizont ausdehnt. Es hat keinen Sinn, noch weiter vorzudringen; wir opfern die kostbare Zeit und erreichen nichts.
Ich beschloß daher, umzukehren und unseren Kurs auf Kap Fligely zu richten.
Auf diesem nördlichsten Lagerplatze leisteten wir uns ein großes Festmahl, bestehend aus Labskaus, Brot und Butter, trockener Schokolade, gedämpften Preiselbeeren, nebst heißem Molkentrank. Froh und übersatt krochen wir in unseren lieben Sack, unseren besten Freund. Ich nahm heute eine Meridianhöhe, aus welcher ich ersehe, daß wir ungefähr auf sechsundachtzig Grad vierzehn Minuten nördlicher Breite sein mußten.

4. Ein harter Kampf

Sonnabend, 13. April. Seit drei Tagen sind wir nur über gutes Eis gekommen; wenn das so weitergeht, werden wir die Rückreise schneller machen, als ich gedacht hatte.
Dienstag, 16. April. Als wir gestern morgen um ein Uhr im Begriffe standen, aufzubrechen, schlich sich „Baro“ davon, ehe wir ihn anschirren konnten; er hatte gesehen, daß wir ein paar von den anderen Hunden angespannt hatten, und wußte, was nun folgen würde. Da ich den Hund, den besten, den ich

3. Aufgetürmtes Eis in der Nähe der „Fram“

BIBLIOTEKA SLĄSKA

4. Nansen und Johansen verlassen die „Fram“

in meinem Gespann hatte, nicht gern verlieren wollte, so hatten wir einigen Aufenthalt. Ich rief und rief und guckte hinter alle Hügel, um ihn zu suchen, sah aber nichts weiter als Kette hinter Kette, bis sie am Horizont verschwanden, von der Mitternachtssonne im fernsten Norden umschienen. Die Eiswelt träumte im hellen, kalten Morgenlichte. Wir mußten ohne den Hund aufbrechen, jedoch erblickte ich ihn später zu meiner größten Freude weit hinten auf unserem Weg, nachdem ich schon geglaubt hatte, sein treues Gesicht zum letzten Mal gesehen zu haben. Er schämte sich offenbar, als er herankam und stehenblieb, und blickte mich flehentlich an, als ich ihn ergriff und anschirrte. Ich hatte den Hund durchpeitschen wollen, wurde aber durch seinen Blick entwaffnet.

Sonntag, 28. April. Im Laufe des Tages mußte „Gulen" daran glauben; er schien vollkommen erschöpft zu sein, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, taumelte und lag, als wir ihn auf einen Schlitten legten, ganz still, ohne sich zu rühren. Wir hatten schon vorher beschlossen gehabt, ihn an diesem Tage zu töten. Armes Tier! Treu, gutmütig und willig arbeitete es bis zu seinem Ende für uns, um dann zum Dank dafür, daß es nicht mehr konnte, getötet zu werden und den anderen zum Fraß zu dienen. Es war am 13. Dezember 1893 auf der „Fram" geboren und hat als echtes Kind der Polarnacht nie etwas anderes als Eis und Schnee gesehen.

Sonnabend, 4. Mai. Es war himmlisch, bei diesem milden Wetter (minus elf drei Zehntel Grad Celsius)

zu fahren; man konnte tun, was man wollte, brauchte nicht Angst zu haben, die bloßen Hände zu benutzen, und es brauchte einem auch nicht zu grauen, einen Knopf aufzuknöpfen. Man konnte die wunden, erfrorenen Finger wieder benutzen, ohne daß man unerträgliche Schmerzen erleiden mußte, wenn man etwas berührte.

Das Leben wurde uns jedoch bald durch offene Rinnen verbittert, über die wir schließlich nur mit Umwegen und unter Aufwendung von viel kostbarer Zeit hinübergelangten. Dann kamen weite Strecken flachen Eises, auf dem wir lustig den Marsch fortsetzten, zumal bald darauf auch die Sonne durchbrach. Es ist wunderbar, welche Aufmunterung dies ist. Kurze Zeit vorher, als ich mich an einer schrecklichen Rinne entlang durch Eisblöcke und über Eisrücken weiterquälte, ohne einen Durchgang zu entdecken, war ich nahe daran, bei jedem Schritte vor Erschöpfung umzusinken, und kein Vergnügen der Welt kann damit verglichen werden, wenn man in den Sack kriechen kann; während jetzt, wenn das Glück wieder lächelt und man vorwärtszukommen Aussicht hat, plötzlich alle Müdigkeit verschwunden ist.

In der Nacht begann das Eis ernstlich schlecht zu werden; Rinne folgte auf Rinne, eine schlimmer als die andere, und nur mit Hilfe großer Abweichungen vom Kurse und schwieriger Umwege konnten dieselben überschritten werden. Das ist eine Plackerei ohne Ende! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Land sähe, wenn ich einen sicheren Weg vor mir

hätte, auf bestimmte Tagemärsche rechnen könnte und von dieser endlosen Sorge und Ungewißheit wegen der Rinnen befreit wäre! Niemand weiß, welche Mühseligkeiten sie uns noch bringen können, welche Widerwärtigkeiten wir vielleicht noch zu bestehen haben werden, ehe wir Land erreichen, und dabei nimmt die Zahl der Hunde stetig ab. Die armen Tiere erhalten alles, was wir ihnen geben können, was nutzt das? Ich bin so müde, daß ich auf den Schneeschuhen schwanke und, wenn ich falle, nur wünsche, liegenbleiben zu können, um mir die Mühe des Wiederaufstehens zu ersparen.

Freitag, 24. Mai. Minus sieben vier Zehntel Grad Celsius. Minimumtemperatur minus elf vier Zehntel Grad Celsius. Gestern war der schlechteste Tag, den wir bis jetzt gehabt haben. Die Rinne, die vor uns lag, als wir am Tage vorher halt machen mußten, erwies sich schlimmer als alle früheren. Nach dem Frühstück um ein Uhr morgens, während Johansen mit dem Flicken des Zeltes beschäftigt war, trabte ich fort, um eine Übergangsstelle zu suchen, und war drei Stunden unterwegs, ohne eine solche zu finden. Es blieb uns daher nichts übrig, als an der Rinne entlang nach Osten zu gehen; schließlich mußten wir irgendwo hinüberkommen. Allein dies dauerte länger, als wir erwartet hatten. Als wir dahin kamen, wo die Rinne zu endigen schien, waren die Eismassen rundherum nach allen Richtungen geborsten, und die Schollen mahlten aneinander mit reißender Geschwindigkeit; nirgends war ein sicherer

Übergang zu finden. Einen Augenblick dachte ich, vielleicht hinüberzugelangen; allein wenn ich im nächsten Moment die Schlitten heranbrachte, dann war nur offenes Wasser zu sehen. Jedoch führten wir einige schwierige Manöver von einer Scholle zur anderen aus, immer weiter nach Osten, um hinüberzukommen. Das Eis schob sich unter und rund um uns zusammen, und es war oft schwierig, durchzukommen. Häufig glaubten wir, daß wir jetzt darüber hinweg seien, worauf sich dann unseren enttäuschten Blicken wieder noch schlimmere Rinnen und Spalten zeigten. Das konnte einen manchmal zur Verzweiflung treiben. Es schien gar kein Ende zu nehmen. Wohin man sich wandte, überall gähnten einem Rinnen entgegen. In allen Richtungen sah man am bewölkten Himmel das Wasser sich dunkel und drohend widerspiegeln. Es schien wirklich, als ob das Eis vollständig aufgebrochen wäre. Obwohl wir hungrig und todmüde waren; beschlossen wir doch, die Schwierigkeiten, wenn möglich, zu bewältigen, ehe wir Mittagsrast machten. Aber endlich wurde es nahezu hoffnungslos, worauf wir um ein Uhr, nach neunstündiger Arbeit, uns zu einer Mahlzeit entschlossen. Es ist merkwürdig, mag die Sachlage so schlimm sein, wie sie will, liegt man erst einmal im Sack und kommt das Essen, dann werden alle Sorgen vergessen, der Mensch wird zum zufriedenen Tier, das sich satt ißt, solange es die Augen offen halten kann, und mit dem Essen im Munde einschläft. Glücklicher Leichtsinn! Um vier Uhr mußten wir uns aber aufs neue an die alte hoff-

nungslose Arbeit machen, das Gewirr von Rinnen zu überschreiten. Um das Maß voll zu machen, wurde das Wetter so unsichtig, daß man absolut nicht sehen konnte, ob man gegen einen Eiswall rannte oder in eine Vertiefung stürzte. Ach wir haben nur zu viel von diesem Wetter! Wie viele Rinnen und Spalten wir überschritten, über wie viele schwierige Rücken wir kletterten und dabei die schweren Schlitten nachschleppten, weiß ich nicht, doch waren es ihrer viele. Sie liefen und wendeten sich nach allen Richtungen, und überall stießen wir auf Wasser und Schlammeis.

Sonntag, 2. Juni. So ist es also Pfingstsonntag geworden. Ich hätte mir kaum vorstellen können, daß wir noch immer auf dem Treibeis wären, ohne Land zu sehen. Aber das Schicksal kennt keine Barmherzigkeit und läßt sich weder mildern noch ändern.

Die Rinne, welche uns gestern aufhielt, hat sich nicht geschlossen, sondern sich noch weiter geöffnet, so daß westlich von uns ein großer See entstanden ist und wir inmitten desselben auf einer Scholle leben, ohne irgendwo einen Weg nach dem andern Ufer zu haben. Endlich ist also eingetreten, was wir so oft befürchtet haben: wir müssen ans Werk gehen und unsere Kajaks seetüchtig machen. Vor allen Dingen verlegten wir unser Zelt nach einer geschützten Ecke des Hügels, so daß der Wind uns nicht zu fassen vermag. Die Bekleidung meines Kajaks abzureißen und zum Flicken ins Zelt zu bringen, war das Werk sehr kurzer Zeit; dann verbrachten wir einen gemütlichen,

ruhigen Pfingstabend im Zelt. Die Bekleidung des Bootes war bald geflickt und wieder seetüchtig; dann mußte ich hinaus und die Befestigungsschnüre am Gerippe meines Kajaks fester anziehen, da die meisten derselben sich gelöst hatten und aufs neue gebunden werden mußten. Das ist kein ganz unbedeutendes Stück Arbeit, denn es sind mindestens vierzig Befestigungen. Außerdem sind ein paar Rippen zersplittert, so daß man das Gestell besser vorher repariert. Johansen nahm die Bekleidung von seinem Kajak gleichfalls herunter; sie soll heute ausgebessert werden.

Wenn beide Gestelle wieder in Ordnung gebracht und die Bekleidungen überzogen sind, werden wir aufs neue bereit sein, aufzubrechen und allen Hindernissen entgegenzutreten, seien es Rinnen, Teiche oder das offene Meer.

Wir werden uns wirklich mit dem Gefühl der Sicherheit aufmachen; die fortwährende Besorgnis, unpassierbare Rinnen anzutreffen, wird ein Ende haben. Ich vermag mir nicht vorzustellen, daß uns dann irgend etwas hindern könnte, bald Land zu erreichen, und es kann jetzt kaum lange mehr dauern, bis wir Rinnen und offenes Wasser treffen, wo wir rudern können.

Pfingsten — es liegt etwas so Liebliches, Sommerliches in dem Worte! Es ist hart, wenn man daran denkt, wie schön es jetzt die zu Hause haben, und daß wir noch immer hier in Schnee und Wind und Eis liegen müssen. Daß man dorthin sich sehnt, was

nutzt es? Klein-Liv wird heute zu Mittag zu ihrer Großmama gehen; vielleicht ziehen sie ihr gerade in diesem Augenblick das neue Kleid an. Nun ja, die Zeit wird kommen, daß ich dabei sein kann; aber wann? Ich muß mich an die Arbeit machen, dann wird alles wieder in Ordnung sein! —

Während der folgenden Tage arbeiteten wir mit großem Eifer, um unsere Kajaks bereit zu machen; wir nahmen uns nicht einmal Zeit zum Essen. Zuweilen vergingen zwölf Stunden zwischen den einzelnen Mahlzeiten, und unser Arbeitstag dauerte oft vierundzwanzig Stunden. Aber trotzdem währte es einige Zeit, die Kajaks wieder ganz seetüchtig zu machen.

Donnerstag, 6. Juni. Immer noch auf demselben Fleck! Ich sehne mich danach, weiterzukommen, zu sehen, wie es wird, und endlich die Lösung des Rätsels zu finden, an das ich beständig denke. Welches Vergnügen für mich, mit dem ganzen Zeug endlich wieder unterwegs zu sein und es auf offenem Wasser zu benutzen! Dann würde das Leben wieder etwas anders aussehen! Ganz befreit zu sein von diesem Eise und den Rinnen, der mühseligen Arbeit mit den Schlitten, den endlosen Schwierigkeiten mit den Hunden und wir selbst in einem leichten Fahrzeug über die schaukelnden Wellen tanzend: es ist fast unerträglich, daran zu denken! Vielleicht haben wir noch manchen harten Kampf zu bestehen, ehe wir dieses Ziel erreichen, noch manche schwere Stunde durchzumachen, aber einmal muß es kommen und

dann — dann wird das Leben wieder ein Leben sein!

Welch schönes Eis zum Reisen würde auf diesen endlosen flachen Ebenen im April gewesen sein, ehe alle diese Rinnen sich gebildet haben! Denn die Rinnen haben sich, soviel wir sehen, sämtlich neu gebildet mit einigen Rücken hier und dort, die ebenfalls vor nicht langer Zeit entstanden sind.

Dienstag, 11. Juni. Alles in allem ein einförmiges Leben, so einförmig, wie man es sich nur denken kann; Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat sich an dieselbe mühselige Quälerei über das Eis zu machen, das manchmal etwas besser, manchmal etwas schlechter ist, immer in der Hoffnung, das Ende zu sehen, aber immer vergeblich hoffend, immer derselbe eintönige Eishorizont, nichts als Eis. Nach keiner Richtung ein Zeichen von Land; kein offenes Wasser, obwohl wir jetzt auf der Breite von Kap Fligely oder höchstens ein paar Minuten weiter nördlich sein müßten. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wissen wir, wie das enden soll. Inzwischen schwinden unsere Vorräte von Tag zu Tag, und die Zahl der Hunde verringert sich in bedenklicher Weise. Werden wir Land erreichen, solange wir noch zu essen haben — oder werden wir es überhaupt erreichen? Bald wird es uns unmöglich sein, gegen dieses Eis und den Schnee noch weiter anzukämpfen; dieser ist nichts als Brei, die Hunde sinken bei jedem Schritt ein, und wir selbst waten bis zu den Knien durch, wenn wir den Hunden helfen oder der Reihe

nach an den schweren Schlitten schieben müssen, was häufig der Fall ist. So muß Rinne nach Rinne, Eiskette nach Eiskette überwunden werden. Es ist schwer, die Hoffnung aufrechtzuerhalten, aber trotzdem bewahren wir sie. Freilich möchte sie uns sinken, wenn wir das Eis vor uns betrachten, ein hoffnungsloses Gewirr von Ketten, Rinnen, Schlammeis und ungeheuren Blöcken, alles kunterbunt durcheinander geworfen, so daß man sich einbilden könnte, man blickte auf plötzlich erstarrte Brandung. Es kommen Augenblicke, in denen es unmöglich scheint, daß Geschöpfe, die nicht mit Flügeln ausgestattet sind, noch weiterkommen könnten, und sehnsüchtig verfolgt man den Flug einer vorüberziehenden Möve und denkt, wie weit man bald sein würde, wenn man sich ihre Schwingen leihen könnte. Dann aber findet man doch einen Weg, und die Hoffnung sproßt immer aufs neue. Laßt die Sonne nur einen Augenblick durch die Wolkenbank brechen und die Eisflächen in ihrem glänzenden Weiß funkeln, laßt die Sonnenstrahlen auf dem Wasser spielen, und das Leben erscheint trotz allem schön und des Kampfes wert!

Mittwoch, 12. Juni. Es wird immer schlimmer. Gestern kamen wir fast gar nicht weiter, kaum daß wir zwei Kilometer vorwärts gelangt sind. Miserabler Schnee, unebenes Eis, Rinnen und Hundewetter hielten uns auf. Allerdings war auf dem Schnee eine Kruste, auf welcher die Schlitten gut liefen, wenn sie oben blieben; wenn sie aber durchbrachen — und das taten sie beständig — standen sie unbe-

weglich fest. Auch für die Hunde, diese armen Teufel, war es schlimm. Sie sanken unaufhörlich in den Schnee zwischen den Unebenheiten ein, und es war für sie, als ob sie durch einen Brei schwämmen. Aber nichtsdestoweniger bewegten wir uns weiter. Die Rinnen hinderten uns zwar, aber auf irgendeine Weise kamen wir doch hinüber. Über eine derselben, die letzte, die häßlich aussah, gelangten wir, indem wir aus kleinen Schollen, die wir nach der schmalsten Stelle flößten, eine Brücke herstellten. Dann aber setzte schändliches nasses Schneetreiben oder richtiger Schlackerwetter mit großen Flocken ein und der Wind nahm zu, so daß wir in diesem Labyrinth von Rinnen und Eis keinen Weg sahen und naß wurden wie ins Wasser getauchte Krähen. Das Gehen war unmöglich, und die Schlitten standen wie unbeweglich in dem nassen Schnee, der tief genug war, um sich in großen Klumpen unter unseren Schneeschuhen festzuballen. Es blieb uns kaum eine andere Wahl, als so bald wie möglich einen Lagerplatz aufzusuchen. Denn sich bei solchem Wetter und solchem Schnee mit Gewalt weiter zu quälen und keine Fortschritte zu machen, hatte keinen Zweck. Als wir einen guten Lagerplatz gefunden hatten, richteten wir, statt Mittag zu machen, nach nur vierstündigem Marsche unser Zelt auf.

Freitag, 14. Juni. Heute sind es drei Monate, seitdem wir die „Fram“ verlassen haben. Ein Vierteljahr sind wir in dieser Eiswüste umhergewandert und noch immer sind wir hier. Wann wir das Ende davon

sehen werden, vermag ich mir nicht mehr vorzustellen.

Es sind Augenblicke der höchsten Sorge, wenn man von einem Hügel herab über das Eis blickt und die zweifelnden Gedanken fortwährend zu derselben Frage zurückkehren: haben wir Proviant genug, um die Zeit abzuwarten, bis der Schnee geschmolzen sein, das Eis sich gelockert haben und mehr von Rinnen durchschnitten sein wird, so daß man etwas rudern kann? Das sind große und wichtige Fragen, die ich noch nicht mit Bestimmtheit beantworten kann. Daß es lange Zeit dauern wird, ehe all dieser Schnee geschmolzen ist und das Vorwärtskommen einigermaßen ausführbar wird, ist sicher; wann aber das Eis sich lockern und das Vordringen vermittels der Rinnen möglich wird, können wir nicht sagen, und bis jetzt haben wir weiter nichts erbeutet als zwei Elfenbeinmöven und einen kleinen Fisch. Ob es nicht am klügsten sein würde, die Hunde zu schlachten und als Nahrung für uns selbst aufzubewahren und dann zu versuchen, unsern Weg fortzusetzen, so gut, wie es ohne sie möglich ist? Auf diese Weise würden wir Vorrat für fünfzehn, vielleicht für zwanzig Tage bekommen und gleichzeitig imstande sein, einige Fortschritte zu machen.

So ist das Dasein düster genug. Keine Aussicht, weiterzukommen, unpassierbares Packeis in jeder Richtung, rasch abnehmende Vorräte, und jetzt auch nichts zu fangen oder zu schießen. Ich liege nachts wach und quäle mein Hirn stundenlang ab, um einen

Weg aus diesen Schwierigkeiten zu finden. Nun, schließlich wird sich doch einer öffnen!

Sonnabend, 22. Juni. Neuneinhalb Uhr vormittags nach einem tüchtigen Frühstück von Seehundsfleisch, -leber, -speck und -suppe.

Hier liege ich und gebe mich lichten Träumen hin; das Leben ist wieder ganz Sonnenschein. Welch kleinen Zufalls bedarf es, um das ganze Aussehen der Dinge zu verändern! Gestern und die letzten Tage waren düster und traurig; alles schien hoffnungslos. Das Eis war unpassierbar, kein Wild zu finden: da kommt ganz zufällig ein Seehund in der Nähe des Kajaks empor und tummelt sich um uns herum. Johansen hat gerade Zeit, ihm noch eine Kugel zuzuschicken, bevor er verschwindet; er treibt aber, so daß ich ihn harpunieren kann — es ist der erste bärtige Seehund, den wir bis jetzt gesehen haben — mit ihm haben wir für länger als einen Monat Überfluß an Nahrung und Feuerungsmaterial. Wir brauchen uns nicht mehr zu beeilen, wir können uns niederlassen, die Kajaks und Schlitten für die Ueberfahrten über die Rinnen besser in Stand setzen, möglicherweise Seehunde fangen und eine Veränderung der Eisverhältnisse abwarten. Wir haben uns beide beim Abendessen wie beim Frühstück richtig vollgegessen, nachdem wir manchen Tag Hunger gelitten hatten. Die Zukunft erscheint uns jetzt hell und sicher; es lassen sich keine dunkeln Wolken mehr blicken.

Es waren just keine großen Erwartungen, mit denen

wir am Donnerstag aufbrachen. Der Weg war der gewohnte: eine harte Kruste, die sich auf dem weichen Schnee gebildet hatte, verbesserte die Sache nicht; die Schlitten schnitten oft durch und waren nicht fortzubringen, bis man sie vorn wieder herausgehoben hatte. Wenn es sich darum handelte, sie auf dem unebenen Eise zu drehen, blieben sie in der Kruste ganz stecken. Wir sahen deutlich ein, daß es unmöglich war, auf diese Weise weiterzukommen. Der einzige Ausweg war, uns von allem zu entlasten, was irgendwie entbehrlich war, und nur mit Proviant, Kajaks, Gewehren und den allernötigsten Kleidungsstücken weiterzuziehen, um unter allen Umständen Land zu erreichen, bevor der letzte Bissen verzehrt war. Wir gingen die Sachen durch, um zu sehen, wovon wir uns trennen könnten: die Apotheke, die Reserve-Bretter unter den Schlitten, die Reserve-Schneeschuhe und die Schneestrümpfe, die schmutzigen Hemden und das Zelt. Als wir an den Schlafsack kamen, stießen wir einen tiefen Seufzer aus, aber naß und schwer, wie er jetzt immer ist, müßte er ebenfalls fort. Wir haben ferner für hölzerne Griffe unter den Kajaks zu sorgen, so daß wir beim Kreuzen einer Rinne ohne weitere Mühe das ganze Ding flott machen und auf der andern Seite die Schlitten hinaufschleppen und sofort weitergehen können.

Fest entschlossen, diese Veränderungen schon am nächsten Tage vorzunehmen, zogen wir weiter. Bald kamen wir an einen großen Teich, über den wir notwendigerweise hinüberfahren mußten. Bald waren

die Kajaks zu Wasser gebracht und lagen nebeneinander, mit den querüber durch die Strippen gesteckten Schneeschuhen tüchtig steif gemacht, eine richtige zuverlässige Flotille. Dann wurden die Schlitten mit ihrer Ladung hinaufgeschoben, der eine vorn, der andere hinten. Wegen der Hunde waren wir in Verlegenheit gewesen und hatten nicht gewußt, wie wir sie veranlassen sollten mitzugehen; allein sie folgten den Schlitten auf die Kajaks und legten sich dort nieder, als ob sie in ihrem Leben nichts anderes getan hätten. „Kaiphas" tronte vorn auf meinem Schlitten, die anderen beiden hinten.

Dann fuhren wir über die blauen Wogen, das erstemal, daß wir uns auf einer längeren Fahrt befanden. Als eine höchst merkwürdige Flotille müssen wir erschienen sein, beladen mit Schlitten, Säcken, Gewehren und Hunden; eine echte Zigeunerbande, sagte Johansen. Wenn uns damals jemand plötzlich getroffen hätte, er würde schwerlich gewußt haben, was er aus uns machen sollte, Polarforscher gewiß nicht. Das Rudern war zwischen den Schlitten und den Schneeschuhen, welche auf beiden Seiten weit hinausragten, gerade keine leichte Arbeit; jedoch gelang es uns, etwas weiterzukommen, und bald waren wir damit im reinen, daß wir uns glücklich schätzen könnten, wenn es in derselben Weise den ganzen Tag weiterginge, anstatt diese unerträglichen Schlitten über das verwünschte Eis zu ziehen. Unsere Kajaks konnten kaum wasserdicht genannt werden; mehrere Male mußten wir zu den Pumpen greifen, jedoch

fanden wir uns leicht damit ab und wünschten nur, wir hätten noch mehr offenes Wasser zur Fahrt. Endlich hatten wir das Ende des Teiches erreicht; ich sprang auf den Rand des Eises, um die Kajaks heraufzuziehen, als ich plötzlich neben uns starkes Plätschern hörte. Es war ein Seehund, der dort gelegen hatte. Bald darauf vernahm ich ein ähnliches Plätschern auf der andern Seite und dann erschien zum dritten Male ein ungeheurer schwimmender Kopf, der sich schnaufend hin und her bewegte, um dann tief unter den Rand des Eises zu tauchen, ehe wir Zeit hatten, die Büchsen herauszuholen. Es war ein schöner großer bärtiger Seehund.

Wir waren fest überzeugt, daß er für immer verschwunden sei; aber kaum hatte ich einen der Schlitten halbwegs auf das Eis heraufgezogen, als der ungeheure Kopf wieder ganz in der Nähe des Kajaks auftauchte und schnaufte und das Manöver von vorhin wiederholte. Ich blickte mich nach meiner Büchse um, konnte sie aber, da sie auf dem Kajak lag, nicht erreichen. „Nehmen Sie rasch das Gewehr, Johansen, und schießen sie los; aber rasch, rasch!“ In demselben Augenblick hatte er die Büchse an die Wange gerissen und gerade, als der Seehund unter dem Eisrande wieder verschwinden wollte, knallte es. Das Tier bäumte sich ein wenig und trieb dann oben, wobei ihm das Blut aus dem Kopfe floß. Ich ließ den Schlitten fallen, ergriff die Harpune, und schnell wie der Blitz warf ich sie in den fetten Rücken des Seehundes, der zitternd auf der Oberfläche des

Wassers lag. Da begann er sich zu regen; es war noch Leben in ihm. In der Besorgnis, daß die Harpune mit der dünnen Leine nicht halten möchte, wenn das ungeheure Tier seine Bewegungen ernstlich beschleunigen sollte, zog ich das Messer aus der Scheide und stieß es dem Seehund in den Hals, so daß ein Blutstrom hervorquoll. Das Wasser war auf eine weite Strecke gerötet, und ich bedauerte sehr, daß diese Zutat zu einer schönen Mahlzeit in solcher Weise vergeudet wurde. Daran war jedoch nichts zu ändern; unter keinen Umständen wollte ich das Tier verlieren, weshalb ich ihm der Sicherheit wegen noch einen Harpunenstoß versetzte. Mittlerweile war der Schlitten, der schon halb aufs Eis hinaufgezogen gewesen war, wieder herabgeglitten, und die Kajaks waren mit Johansen und den Hunden abgetrieben. Er versuchte, den Schlitten auf das Kajak zu ziehen; allein vergeblich, und so blieb der Schlitten mit dem einen Ende im Wasser und mit dem andern auf dem Kajak hängen. Der Schlitten holte die ganze Flotille über, Johansens Kajak so weit, daß die eine Seite im Wasser lag. Dabei leckte dieses wie ein Sieb, und das Wasser stieg im Innern mit besorgniserregender Schnelligkeit. Der Kochapparat, der auf Deck gestanden hatte, fiel herunter und trieb mit seinem gesamten wertvollen Inhalt lustig vor dem Winde fort, von dem wasserdichten Aluminiummantel glücklicherweise über Wasser gehalten. Auch die Schneeschuhe waren hinuntergefallen und schwammen umher, während die Flotille tiefer und immer tiefer sank.

Inzwischen stand ich und hielt unsere kostbare Beute fest, die ich nicht fahren lassen durfte. Das Ganze war ein Bild vollständiger Verwirrung. Johansens Kajak hatte sich mittlerweile dermaßen auf die Seite geneigt, daß das Wasser die Öffnung auf Deck erreichte und das Fahrzeug sofort voll lief. Nun blieb mir keine andere Wahl, als den Seehund loszulassen und das Kajak heraufzuschleppen, ehe es in die Tiefe sank. Dies geschah, so schwer das mit Wasser gefüllte Fahrzeug auch war. Dann kam der Seehund an die Reihe; er bot ein viel schlimmeres Stück Arbeit. Wir hatten unsere liebe Not damit, das ungeheure Tier Zug für Zug auf das Eis zu zerren. In unserm Jubel tanzten wir ausgelassen rund um das Tier; ein voll Wasser gelaufenes Kajak und unsere durchnäßten Sachen galten in diesem Moment für nichts. Hier hatten wir doch Lebensmittel und Feuerung auf lange Zeit, und unsere Sorgen waren mit einem Schlage verschwunden.

Dann ging es ans Bergen und Trocknen unserer Sachen, zuerst und vor allen Dingen der Munition; es war unser gesamter Vorrat. Aber glücklicherweise waren die Patronen ziemlich wasserdicht und hatten nicht viel Schaden gelitten. Sogar die Schrotpatronen, deren Hülsen aus Papier waren, hatten nicht lange genug im Wasser gelegen, um vollständig durchweicht zu sein. Schlimmer war es mit dem Pulver; die kleine Blechbüchse, in welcher wir es aufbewahrten, war vollständig voll Wasser. Die übrigen Gegenstände waren nicht so wichtig, wenn es auch nicht gerade

eine tröstliche Entdeckung war, als wir das Boot gänzlich vom Salzwasser durchweicht sahen.
In der Nähe fanden wir einen Lagerplatz. Rasch war das Zelt aufgeschlagen, unser Fang zerteilt und in Sicherheit gebracht, und ich kann wohl sagen, selten haben auf dem Treibeis Menschen gehaust, die sich so zufrieden gefühlt haben, wie die beiden, die an diesem Morgen in ihrem Sacke saßen und Seehundsfleisch, Speck und Suppe schmausten, so lange sie noch Platz im Magen hatten. Wir stimmten beide darin überein, daß wir eine besser schmeckende Mahlzeit nicht hätten bekommen können. Dann krochen wir tief in unsern lieben Schlafsack hinein, von dem wir uns fürs nächste noch nicht zu trennen brauchten, und schliefen den Schlaf des Gerechten, in dem Bewußtsein, daß wir uns der unmittelbaren Zukunft wegen jedenfalls noch keine Sorge zu machen brauchten.
Meiner Meinung nach können wir für den Augenblick nichts Besseres tun, als zu bleiben, wo wir sind, von unserm Fange zu leben, ohne den Proviant auf dem Schlitten in Anspruch zu nehmen, und so die Zeit abzuwarten, bis das Eis sich mehr lockert oder die Wegverhältnisse sich bessern. Inzwischen wollen wir hölzerne Griffe an den Schlitten anbringen und die Kajaks wasserdicht zu machen suchen; ferner wollen wir unsere Ausrüstung so viel wie möglich erleichtern. Wenn wir weitergingen, würden wir gezwungen sein, einen großen Teil unseres Fleisch- und Speckvorrates zurückzulassen, und das ist, glaube ich, unter diesen Umständen Wahnsinn.

Sonntag, 23. Juni. Heute ist der Tag vor Johannis, zugleich Sonntag. Wie jubeln heute alle Schulkinder! Wie werden die Leute zu Hause in Norwegen in Scharen nach den schönen Wäldern und Tälern hinausströmen . . . . und wir sitzen hier noch immer auf dem Treibeise, kochen und braten uns Seehundsspeck, essen Seehundsfleisch, bis uns der Tran vom Leibe tropft, und vor allen Dingen, wissen nicht, wie schnell dieses Leben ein Ende nehmen wird! Vielleicht haben wir noch einen Winter vor uns. Am allerwenigsten hätte ich geglaubt, daß wir jetzt hier sein würden!

Sonntag, 30. Juni. So ist also der letzte Juni gekommen, und wir befinden uns ungefähr auf derselben Stelle wie zu Beginn des Monats. Und der Zustand des Weges? Nun, besser ist er sicherlich nicht geworden. Aber der heutige Tag ist schön. Es ist so warm, daß wir ganz still liegen und im Zelte schwitzen. Durch die offene Tür sehen wir hinaus auf das Eis, wo die Sonne durch die dahinsegelnden weißen Cirruswolken auf das blendende Weiß hinabscheint. Sonntägliche Stille, mit einer schwachen Brise, meist aus Südost, glaube ich. O, heute ist es lieblich zu Hause: alles in Blüte, der Fjord im Sonnenschein erzitternd. Nun sitzt du vielleicht draußen auf der Spitze mit Liv oder bist in deinem Boote auf dem Wasser! Und dann wandert mein Blick aufs neue durch die Zeltöffnung hinaus und ich werde wieder daran erinnert, daß noch manche Eisscholle zwischen jetzt und dann liegt, bevor die Zeit kommt, wann ich euch wiedersehen soll.

Hier liegen wir oben im Norden, wie zwei schwarze, rußige Räuber, und rühren den Suppenbrei im Kessel um. Auf allen Seiten umgibt uns Eis, Eis und nichts als Eis. Das Auge späht bis zum fernsten Horizont nach einem dunkeln Punkte, um darauf zu ruhen, aber vergeblich. Wann wird dies endlich eintreten? Wir haben jetzt zwei Monate darauf gewartet.

Mittwoch, 10. Juli. Der wohltätige Regen hielt am Sonnabend den ganzen Tag an und entfernte eine beträchtliche Menge Schnee, was wir mit Freuden begrüßten. Um das gute Wetter zu feiern, beschlossen wir, zum Abendessen Schokolade zu trinken; sonst lebten wir gänzlich von unserm Fange. Wir bereiteten uns demgemäß Schokolade, die, mit rohem Seehundsspeck serviert, ganz ausgezeichnet mundete. Sie war aber die Ursache einer großen Enttäuschung; denn nachdem wir uns auf diesen, jetzt so seltenen Schmaus riesig gefreut hatten, brachte ich es in meiner Ungeschicklichkeit fertig, den ganzen Becher umzustoßen, so daß der ganze kostbare Inhalt über das Eis floß. Während ich auf die zweite Tasse wartete, die über der Tranlampe kochte, begann „Kaiphas" draußen zu heulen. Ich zweifelte nicht, daß er ein Tier gesehen habe, und wollte daher schleunigst auf den Ausguck, um über das Eis zu spähen. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich den Kopf aus der Zeltöffnung steckte und einen Bären sah, der auf die Hunde zu trottete und „Kaiphas" zu beschnüffeln begann. Ich sprang nach

meiner Büchse, die geladen neben dem Zelte im Schnee stand, und riß das Futteral herunter, während der Bär mittlerweile erstaunt stehen geblieben war und mich anglotzte. Ich schickte ihm eine Kugel durch Schulter und Brust, überzeugt, daß er auf der Stelle niederstürzen würde; er taumelte aber nur halb vornüber, drehte sich dann um uud machte sich davon, und ehe ich eine neue Patrone aus der Tasche ziehen konnte, die voll von allen möglichen Dingen war, war er schon zwischen den Hügeln. Da wo er sich befand, konnte ich nicht zum Schusse kommen, weshalb ich mich zu seiner Verfolgung aufmachte. Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als wir — Johansen war mir gefolgt — etwas weiter entfernt zwei andere Köpfe erscheinen sahen. Sie gehörten zwei jungen Bären an, die auf den Hinterbeinen standen und nach ihrer Mutter blickten, die taumelnd mit einer Blutspur hinter sich auf sie zukam. Dann machten sich alle drei über eine Rinne davon, und nun entspann sich eine wilde Jagd über Ebenen und Rücken und Rinnen und allerlei andere Hindernisse, die jedoch auf das Tempo keinen Einfluß ausübten. Dieser Jagdeifer ist wunderbar; es ist gerade, als ob Pulver angezündet würde. Wo es zu anderen Zeiten beschwerliche Arbeit gewesen wäre, überhaupt weiterzukommen, wo man bis an die Knie in den Schnee sinkt und zögern würde, den Weg über eine Rinne anzutreten, da nimmt man, wenn nur der Jagdeifer entflammt ist, unbedenklich jedes Hindernis.

Die Bärin war schwer verwundet und schleppte das

linke Vorderbein nach; sie ging nicht schnell, aber immerhin so rasch, daß ich genug zu tun hatte, mich in der Nähe zu halten. Die Jungen liefen ängstlich um die Mutter herum, aber meist ein wenig vor ihr, als ob sie sie veranlassen wollten, mit heimzukommen; sie wußten nicht, was ihr fehlte. Plötzlich blickten sie sich alle drei nach mir um, als ich, so rasch ich konnte, hinter ihnen hersauste. Ich war schon viele Male in Schußweite gewesen, jedoch hatte die Bärin mir stets die Kehrseite zugewendet; wenn ich schoß, wollte ich aber auch sicher sein, der Sache ein Ende zu machen, da ich nur drei Patronen bei mir hatte, für jeden von ihnen eine. Endlich bekam ich auf dem Gipfel eines großen Hügels ihre Breitseite zu sehen, und dort stürzte die Bärin auch zusammen. Die Jungen eilten ängstlich zu ihr hin, als sie fiel. Der Anblick konnte einen dauern. Sie schnüffelten an ihr herum, stießen sie an und liefen immer rundherum, nicht wissend, was sie in ihrer Verzweiflung tun sollten. Inzwischen hatte ich eine andere Patrone in den Lauf geschoben und schoß das eine Junge, als es auf einem Vorsprung stand, herunter; es stürzte mit dumpfem Geheul über den Abhang an die Seite der Mutter. Noch mehr erschreckt als vorher, eilte das andere Junge zu seiner Hilfe herbei; aber was konnte das arme Ding tun? Während sein Bruder sich brüllend umherwälzte, stand er da und schaute traurig bald ihn, bald die Mutter an, die in einem Pfuhl von Blut im Sterben lag. Als ich mich näherte, wandte es gleichgültig den Kopf weg; was

fragte es jetzt nach mir? Alle seine Verwandten, alles, was ihm teuer war, lag dort verstümmelt und vernichtet. Es wußte nicht mehr, wohin es gehen sollte, und bewegte sich nicht von der Stelle. Ich trat dicht hinan, und mit einer Kugel in der Brust stürzte es tot neben der Mutter nieder.

Bald darauf kam Johansen herbei, der durch eine Rinne aufgehalten worden war und dadurch an Terrain verloren hatte. Wir weideten die Tiere aus und kehrten dann nach dem Zelte zurück, um die Schlitten und Hunde sowie ordentliche Schlachtmesser zu holen. Unsere zweite Tasse Schokolade im Zelte schmeckte uns nach dieser Unterbrechung ausgezeichnet. Als wir zwei der Bären abgehäutet und in Stücke zerschnitten hatten, ließen wir sie auf einem Haufen zurück, den wir mit den Fellen bedeckten, um das Fleisch vor Möven zu schützen; den dritten nahmen wir mit uns. Am nächsten Tage holten wir auch die beiden anderen, und nun haben wir mehr Fleisch, als wir, wie ich hoffe, zu verzehren imstande sein werden. Es ist jedoch gut, daß wir den Hunden so viel rohes Fleisch geben können, wie sie fressen mögen; sie haben es sicher nötig. „Suggen“, der arme Kerl, befindet sich in sehr schlechter Verfassung, und es ist eine Frage, ob wir ihn noch weiter werden brauchen können. Als wir ihn am ersten Tage zu den Bären mitnahmen, konnte er nicht gehen, so daß wir ihn auf den Schlitten setzen mußten. Er heulte aber fürchterlich, als ob er sagen wollte, es sei unter seiner Würde, in dieser Weise transportiert zu

werden, so daß Johansen ihn wieder zurückbringen mußte.

Dienstag, 23. Juli. Gestern morgen kamen wir endlich vom „Sehnsuchtslager" los und jetzt sind wir gottlob wieder unterwegs. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um fortzukommen. Erst glaubten wir, es würde am 19. sein, dann am 20., darauf am 21., aber immer tauchte wieder etwas auf, das getan werden mußte, ehe wir uns aufmachen konnten. Das vom Seewasser durchweichte Brot mußte in der Bratpfanne über der Lampe sorgfältig getrocknet werden, was mehrere Tage in Anspruch nahm; dann mußten die Strümpfe geflickt und die Kajaks genau nachgesehen werden usw. Wir waren entschlossen, auf der letzten Reise heimwärts in guter Verfassung aufzubrechen. So geschah es auch.

5. Endlich Land

Mittwoch 24. Juli. Endlich hat das Wunder sich ereignet. Land, Land, nachdem wir unsern Glauben daran schon beinahe aufgegeben hatten! Nach fast zwei Jahren sehen wir wieder über die nie endende weiße Linie dort am Horizont etwas aufsteigen.

Wie lange hat es unsere Träume heimgesucht, dieses Land, und nun kommt es wie eine Vision, wie ein Feenland! Schneeweiß wölbt es sich über dem Horizont wie ferne Wolken, von denen man fürchtet, daß sie im nächsten Augenblick verschwinden könnten.

Das Eis war gestern zerstückelter und aufgebrochener als je; es war in der Tat eine harte Arbeit, sich mit Gewalt einen Weg über Eisrücken, die wie wahre Berge waren, mit Tälern und Schluchten dazwischen, zu bahnen; aber wir befanden uns in gehobener Stimmung und machten Fortschritte. Bei Rinnen, über welche ein Übergang schwer zu finden war, zauderten wir nicht, die Kajaks zu Wasser zu bringen, wodurch wir bald hinüberkamen. Manchmal gelangten wir nach einer sehr schlechten Stelle auf eine kurze Strecke flaches Eis, über das es mitten durch Tümpel und Lachen wie im Fluge ging. Als ich gestern Morgen einmal eine Strecke vorauf war, bestieg Johansen einen Hügel, um über das Eis Ausschau zu halten. Er bemerkte einen seltsamen schwarzen Streifen über dem Horizont, hielt ihn aber, wie er sagte, für eine Wolke, und ich dachte nicht weiter daran. Als ich aber eine Weile später ebenfalls einen Hügel erstieg, um das Eis zu überschauen, bemerkte ich denselben schwarzen Streifen; er lief vom Horizont schräg hinauf in etwas, das ich für eine weiße Wolkenbank hielt. Je länger ich die Bank und den Streifen ansah, desto verdächtiger kamen sie mir vor, bis ich mich veranlaßt fand, das Fernrohr zu holen. Kaum hatte ich dasselbe auf den schwarzen Streifen gerichtet, als mir plötzlich einfiel, daß das Land sein müsse, das nicht einmal weit entfernt sein könne. Es war ein großer Gletscher, aus welchem schwarze Felsen emporragten. Nicht lange nachher überzeugte sich auch Johansen mit dem Glase, daß

wir wirklich Land vor uns hatten. Wir waren beide natürlich hoch entzückt. Dann sah ich eine ähnliche gewölbte weiße Linie ein wenig weiter östlich. Dieselbe war jedoch zum größten Teile mit weißem Nebel bedeckt, in welchem sie nur schwach zu unterscheiden war, und wechselte beständig die Form. Bald darauf kam sie jedoch vollständig heraus; sie war beträchtlich größer und höher als die erste, jedoch war kein schwarzer Flecken darauf zu sehen. So also sah das Land aus, zu dem wir jetzt gekommen waren! Ich hatte es mir in vielen Formen vorgestellt, mit hohen Spitzen und glänzenden Firnfeldern, aber nie so wie dieses. Es war nichts Freundliches daran, doch war es uns darum in der Tat nicht weniger willkommen, und im ganzen konnten wir auch bei all dem Schnee, der hier fällt, nicht anders erwarten, als daß es schneebedeckt sein würde.

Wir schlugen nunmehr unser Zelt auf und nahmen ein der Gelegenheit entsprechendes Festmahl ein: ein Labskaus aus Kartoffeln (zum vorletzten Male, wir hatten sie lange Zeit für diese Gelegenheit aufgespart) Pemmikan, getrocknetem Bären- und Seehundsfleisch und Bärenzungen, alles durcheinander gehackt. Dann hatten wir einen zweiten Gang, bestehend aus Brotkrumen, in Bärenfett gebacken, sowie Brilspeise und Butter und ein Stück Schokolade zum Nachtisch.

Wir hielten das Land für so nahe, daß es unmöglich lange dauern könne, bis es erreicht sei, gewiß nicht länger als bis zum nächsten Abend. Johansen war

sogar sicher, daß wir es noch am selben Abend erreichen würden. Aber nichtsdestoweniger sollten noch dreizehn Tage mit derselben einförmigen Quälerei über das Treibeis vergehen.

Montag, 5. August. Noch nie haben wir so schlechtes Eis gehabt als gestern, doch brachten wir es trotzdem fertig, unsern Weg mit Gewalt etwas weiter fortzusetzen. Zwei glückliche Begebenheiten hatten wir an diesem Tage; die erste war, daß Johansen nicht von einem Bären aufgefressen wurde, die zweite, daß wir offenes Wasser unter dem Gletscherrande am Lande sahen.

Wir brachen gestern Morgen um sieben Uhr auf und kamen auf Eis, das so schlecht wie möglich war. Es war, als ob ein Riese ungeheure Blöcke kopfüber, kopfunter hinabgeschleudert und dazwischen nassen Schnee mit Wasser ausgestreut habe, in dem wir bis über die Knie einsanken. Auch zahlreiche, tiefe Tümpel befanden sich zwischen den Blöcken. Es war eine Quälerei über Berg und Tal, auf und nieder über Block hinter Block, über Rücken hinter Rücken, mit tiefen Spalten dazwischen; keine freie Stelle groß genug, um nur das Zelt aufzuschlagen: so ging es die ganze Zeit weiter. Um unser Unglück zu vollenden, herrschte ein solcher Nebel, daß wir keine hundert Meter weit sehen konnten.

Nach einem erschöpfenden Marsche erreichten wir endlich eine Rinne, über die wir mit den Kajaks hinüberfahren mußten. Nachdem wir den Rand der Rinne von dem jungen und dem Schlammeis frei

gemacht hatten, zog ich meinen Schlitten an den Rand, wo ich ihn festhielt, damit er nicht hineingleiten könne. Plötzlich wurde es hinter mir lebendig, und Johansen, der sich gerade umgedreht hatte, um seinen Schlitten zu dem meinigen zu ziehen, schrie: „Schnell die Büchse!“ Ich drehe mich um und erblicke einen ungeheuren Bären, der sich gerade auf Johansen wirft, der auf dem Rücken lag. Ich greife nach meiner Büchse, die — im Futteral — auf dem Verdeck lag, allein in demselben Augenblick gleitet das Kajak ins Wasser. Mein erster Gedanke ist, mich ebenfalls ins Wasser und über das Kajak zu werfen und von dort zu schießen; ich sehe aber ein, wie gefährlich das sein würde. Ich beginne daher, das Kajak mit seiner schweren Ladung so rasch wie möglich auf den hohen Rand des Eises zurückzuholen und liege dabei ziehend und zerrend auf den Knien, um die Büchse zu fassen. Ich habe keine Zeit, mich umzublicken und zu sehen, was hinter mir vorgeht, als ich Johansen plötzlich in aller Ruhe hinter mir sagen höre: „Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!“

Wie ich mich beeilte! Endlich hatte ich das Schaftende erfaßt, zog die Büchse heraus, drehte mich in sitzender Stellung herum und spannte im Nu den Hahn des Schrotlaufes. Der Bär stand keine zwei Meter entfernt, bereit, meinem Hunde „Kaiphas“ ein Ende zu machen. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich konnte nicht erst den Hahn des andern Laufes spannen, ich jagte dem Bären eine Schrotladung

hinter das Ohr und streckte ihn tot zwischen uns nieder.

Der Bär mußte unserer Fährte wie eine Katze gefolgt sein und sich, von den Eisblöcken verdeckt, herangeschlichen haben, während wir das Eis in der Rinne entfernt und ihm den Rücken zugedreht hatten. An der Spur konnten wir sehen, wie der Bär über einen kleinen Rücken unter der Deckung eines Hügels neben Johansens Kajak gekrochen war. Während letzterer, ohne etwas zu argwöhnen oder sich umzublicken, zurückging und sich bückte, um die Zugleine aufzunehmen, hatte er plötzlich ein am Ende des Kajaks hockendes Tier in Sicht bekommen, aber geglaubt, daß es „Suggen" sei. Ehe er noch Zeit hatte, recht zu begreifen, daß das Tier dazu zu groß sei, hatte er einen Schlag hinter das rechte Ohr bekommen, daß ihm die Funken aus den Augen stoben, und war dann, wie erwähnt, auf den Rücken gefallen. Er suchte sich so gut wie möglich mit den Händen zu wehren; mit der einen Hand packte er das Tier bei der Kehle, hielt sie fest und drückte sie mit aller Kraft zu. Gerade als der Bär im Begriff war, Johansen in den Kopf zu beißen, hatte dieser die denkwürdigen Worte gesprochen: „Schieß schnell!" Der Bär hatte fortwährend nach mir hingeblickt und ohne Zweifel darüber nachgedacht, was ich wohl zu tun beabsichtigte, dann aber den Hund zu sehen bekommen und sich gegen diesen gewandt. Schnell wie der Gedanke hatte Johansen losgelassen und war fortgekrochen, während der Bär „Suggen" einen

Schlag versetzt hatte, der den Hund ebenso kräftig aufheulen ließ, als wenn er von uns Prügel bekommen hätte. Dann hatte „Kaiphas" einen Klaps an die Nase erhalten. Inzwischen hatte Johansen sich auf die Beine gearbeitet und, als ich schoß, seine Büchse ergriffen, die aus dem Loche des Kajaks herausragte. Der einzige angerichtete Schaden bestand darin, daß der Bär Johansen etwas Schmutz von der rechten Backe abgekratzt hatte, sodaß man dort einen weißen Streifen sah, und ihm eine leichte Verletzung an der einen Hand zugefügt hatte; „Kaiphas" hatte ebenfalls eine Schramme an der Nase.

Kaum war der Bär gefallen, als wir in geringer Entfernung noch zwei andere über einen Eishaufen gucken sahen; es waren die Jungen, die natürlich den Erfolg der mütterlichen Jagd sehen wollten. Es waren zwei große Junge. Ich hielt es nicht für der Mühe wert, ihnen eine Patrone zu opfern, obwohl Johansen die Meinung aussprach, daß das Fleisch junger Bären einen viel zartern Geschmack habe, als dasjenige alter Tiere. Er wolle einen schießen, sagte er, nnd rannte davon; mittlerweile hatten sich die jungen Bären auf die Socken gemacht. Doch kamen sie etwas später wieder zurück, und wir hörten sie noch in weiter Entfernung nach der Mutter brüllen. Johansen sandte ihnen eine Kugel nach; doch war die Distanz zu groß, so daß er nur eins der Jungen verwundete. Unter fürchterlichem Gebrüll machte es sich wieder davon, Johansen hinterher. Doch gab er

die Jagd bald auf, da sie zu lang zu werden versprach. Während wir den Bären in Stücke schnitten, kamen die Jungen auf der andern Seite der Rinne wieder herbei, und die ganze Zeit, die wir dort waren, gingen sie immer um uns herum. Als wir die Hunde tüchtig gefüttert und selbst etwas rohes Fleisch verzehrt, sowie das von den Schinken abgeschnittene Fleisch in den Kajaks verstaut hatten, fuhren wir endlich über die Rinne und setzten unsern Weg fort.

Das Eis war und blieb schlecht, und wir kamen leider unmittelbar darauf an einige fürchterliche Rinnen, voll von dicht zusammengepackten Eisblöcken. An einigen Stellen war die ganze See voll davon. Es war zum Verzweifeln, dies zu sehen; aber vorwärts mußten wir. Zwischen all diesem losen Eis trafen wir eine ungewöhnlich dicke alte Scholle mit hohen Hügeln und mit Tümpeln dazwischen. Von einem dieser Hügel aus bemerkte ich durch das Glas das offene Wasser am Fuße des Gletschers; jetzt können wir nicht mehr weit zu gehen haben. Aber das Eis vor uns sieht so unheimlich aus; jedes Stück wird uns vielleicht, wenn es so wie dieses ist, viel Zeit kosten.

Während wir weiterzogen, hörten wir den verwundeten Bären hinter uns unaufhörlich brüllen; er erfüllte die ganze schweigsame Eiswelt mit seiner bittern Klage über die Grausamkeit der Menschen. Es war traurig anzuhören, und wenn wir Zeit gehabt hätten, würden wir ohne Zweifel umgekehrt sein

und eine Patrone an das Tier gewendet haben. Wir sahen, wie die jungen Bären nach der Stelle hingingen, wo die Mutter lag, und dachten uns, daß wir sie los seien; doch hörten wir sie bald nachher aufs neue, und selbst als wir uns gelagert hatten, waren sie noch in der Nähe.

Mittwoch, 7. August. Endlich befinden wir uns in der Nähe des Landes, endlich liegt das Treibeis hinter uns und vor uns offenes Wasser, offen hoffentlich bis zu Ende. Gestern war der wichtige Tag. Als wir vorgestern abend aus dem Zelte krochen, glaubten wir beide, daß wir uns dem Rande des Gletschers näher als je befänden. Mit neuem Mute und in der schwachen Hoffnung, das Land an diesem Tage zu erreichen, machten wir uns wieder auf den Weg. Und doch wagten wir nicht daran zu denken, daß unser Leben auf dem Treibeise seinem Ende schon so nahe sei. Nachdem wir fünf Monate darauf herumgewandert waren und so viele Enttäuschungen erfahren hatten, waren wir auf einen Fehlschlag unserer Hoffnungen nur zu wohl vorbereitet. Wir glaubten jedoch, daß das Eis weiterhin sich besser anließe, waren aber noch nicht weit gekommen, als wir an breite Rinnen voll von Schlamm und häßlichem, unebenem Eis, Hügeln und Tälern und tiefem Schnee mit Wasser gelangten, wo wir bis an die Hüften einsanken. Nach ein paar solchen Rinnen besserte es sich ein wenig, und wir kamen wieder auf flaches Eis. Nachdem wir eine Strecke darauf zurückgelegt hatten, war es augenfällig, wieviel näher wir

POLITECHNIKA ŚLĄSKA BIBLIOTEKA GŁÓWNA

5. Baro, der Ausreißer

6. Walroßidyll

dem Rande des Gletschers waren. Er konnte unmöglich mehr weit entfernt sein. Da kam Leben in uns! Wir spannten uns eifrig wieder vor die Schlitten, nahmen einen Anlauf, und fort ging es durch Schnee und Wasser, über Hügel und Ketten. Es ging wie im Fluge; was fragten wir danach, wenn wir bis hoch über unsere Pelzgamaschen ins Wasser sauken, so daß sowohl sie, wie unsere Komager voll liefen und das Wasser in ihnen bei jedem Schritte wie in einer Pumpe auf- und niederging! Was machte das aus, wenn wir nur weiterkamen!

Bald darauf hatten wir Ebenen erreicht, wo wir rascher und immer rascher vorwärtskamen. Wir wateten durch Tümpel, sodaß das Wasser nach allen Seiten spritzte. Immer näher kamen wir, und an dem dunkeln Wasserreflex vor uns, der fortwährend höher stieg, bemerkten wir, wie wir uns dem offenen Wasser näherten. Wir nahmen jetzt nicht einmal von Bären Notiz, obwohl viele in der Nähe zu sein schienen, da alte und neue Fährten kreuz und quer liefen. Ein Bär hatte sogar, während wir schliefen, das Zelt inspiziert, und an der neuen Fährte sahen wir, daß er mit dem Winde im Lee von uns herangekommen war. Wir hatten jetzt keine Verwendung für Bären, wir hatten genug zu essen. Bald konnten wir das offene Wasser unter der Gletscherwand sehen, und immer schneller schritten wir aus.

Endlich stand ich am Rande des Eises. Vor mir lag die dunkle Meeresfläche mit weißen, treibenden Eisschollen; weit in der Ferne stieg die Gletscher-

wand jäh aus dem Wasser auf; das Ganze lag in düsterer nebelhafter Beleuchtung. Freude sprang uns bei diesem Anblick im Herzen auf, aber in Worten konnten wir ihr keinen Ausdruck geben. Hinter uns lagen nun alle unsere Sorgen, vor uns der Wasserweg in die Heimat. Ich winkte Johansen, der eine kleine Strecke zurück war, mit dem Hute, und er schwenkte den seinigen zur Antwort und schrie aus Leibeskräften: „Hurrah!" Ein solches Ereignis mußte gefeiert werden, und wir taten es, indem jeder von uns ein Stück Schokolade verzehrte.

Während wir noch standen und auf das Wasser blickten, tauchte der Kopf eines großen Seehundes auf, verschwand aber wieder in aller Stille; bald zeigten sich jedoch noch mehrere. Es war uns beruhigend, zu wissen, daß wir jede Minute uns so viel zu essen verschaffen konnten, wie wir wollten.

Nun kam die Auftakelung der Kajaks für die Seefahrt. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn wir einzeln gerudert wären; allein mit den langen, großen Schlitten an Deck war dies nicht leicht, auch wagte ich nicht, sie zurückzulassen, da wir noch gute Verwendung für sie haben konnten. Für den Augenblick war daher nichts weiter zu machen, als die beiden Kajaks nebeneinander zu befestigen, sie mit den Schneeschuhen unter den Strippen zu versteifen und die Schlitten quer darüber zu legen, den einen vorn, den andern hinten.

Traurig war es, daß wir nicht daran denken konnten, unsere beiden letzten Hunde mitzunehmen; aber

wahrscheinlich würden wir keine weitere Verwendung mehr für sie haben, und es würde sich nicht haben machen lassen, sie an Deck der Kajaks mitzuführen. Es tat uns leid, uns von ihnen zu trennen; wir hatten die beiden Überlebenden sehr liebgewonnen. Treu und ausdauernd waren sie uns auf der ganzen Reise gefolgt, und nun, als bessere Zeiten gekommen waren, mußten sie dem Leben Valet sagen. Sie in derselben Weise wie die anderen töten wollten wir nicht; wir opferten daher eine Patrone für jeden. Ich erschoß Johansens, er meinen Hund.

Nun waren wir zum Aufbruch bereit. Es war wirklich ein Vergnügen, die Kajaks über das Wasser tanzen zu lassen und die kleinen Wellen an den Seiten plätschern zu hören. Seit zwei Jahren hatten wir eine solche Wasserfläche nicht mehr vor uns gesehen. Wir waren noch nicht weit gefahren, als wir den Wind so günstig fanden, daß wir ihn ausnutzen konnten, weshalb wir ein Segel auf unsere Flotille setzten. Bequem glitten wir vor dem Winde dem Lande zu, nach welchem wir uns die vielen Monate gesehnt hatten. Welche Veränderung, nachdem wir uns den Weg Fuß für Fuß, ja Zoll für Zoll auf dem Eise hatten bahnen müssen! Der Nebel hatte uns das Land eine Zeitlang verborgen, doch jetzt teilte er sich, und wir sahen den Gletscher gerade vor uns steil aufsteigen. In demselben Augenblick brach die Sonne durch; ich kann mich kaum eines schönern Morgens erinnern.

Mittwoch 24. August. Die Widerwärtigkeiten wollen

kein Ende nehmen. Als ich zuletzt schrieb, war ich erfüllt von Hoffnung und Mut. Und hier zwischen den Inseln werden wir nun durch stürmisches Wetter schon den siebenten Tag aufgehalten von dem Eis, das dicht gegen die Küste gepackt und von allen Seiten unzugänglich geworden ist. Wir sehen nichts als aufgetürmte Rücken, Hügel und zerstückeltes Eis ringsum. Mut ist noch vorhanden, aber die Hoffnung — die Hoffnung, bald wieder zu Hause zu sein, ist schon seit langer Zeit aufgegeben, und vor uns liegt die Gewißheit eines langen, dunkeln Winters in dieser Umgebung.

Da wir bis zum 28. August am Weiterkommen nach Süden verhindert waren und der Herbst jetzt herannahte, beschloß ich endlich, den Winter über hier zu bleiben. Ich glaubte, wir hätten noch mehr als zweihundertdreiundzwanzig Kilometer zu gehen, um die Südküste von Franz Josef-Land zu erreichen. Es könnte uns wohl lange Zeit kosten, um dorthin zu gelangen, und dann würden wir noch nicht sicher sein, eine Hütte zu finden. Und wenn wir hinkämen, würde es mehr als zweifelhaft sein, ob vor Eintritt des Winters noch Zeit genug wäre, ein Haus zu bauen, sowie Vorräte für den Winter zu sammeln. Es war daher unzweifelhaft das Sicherste, sofort mit den Vorbereitungen für das Überwintern zu beginnen, solange noch reichlich Wild zu bekommen war; auch war hier eine gute Stelle zum Überwintern. Das Meer schwärmte von Walrossen; sie bellten und schnaubten Nacht und Tag. Um für eine Begegnung

mit ihnen bereit zu sein, entleerten wir unsere Kajaks, damit wir bei dieser einigermaßen gefährlichen Jagd damit leichter manövrieren könnten.
Nächst dem Sammeln von Nahrungsmitteln und Brennmaterial war nun das Wichtigste, eine Hütte zu bauen. Die Wände derselben aufzurichten, war nicht schwer; es war eine Menge Steine und Moos vorhanden. Größere Schwierigkeiten bot das Dach, und wir hatten bis jetzt noch keine Ahnung, woraus wir es herstellen sollten. Glücklicherweise fand ich einen angetriebenen gesunden Fichtenstamm, der nicht weit von unserer Höhle an den Strand geworfen war; er mußte ein vorzügliches Firststück für das Dach unseres zukünftigen Hauses geben. Und wenn dort einer war, so konnten sich auch mehrere finden. Eine unserer ersten Arbeiten war daher, einen Ausflug an der Küste entlang zu machen und zu suchen; alles was wir fanden, waren aber nur ein kurzes Stück versaultes Holz, das zu nichts zu gebrauchen war, und einige Späne von einem andern Stücke. Ich kam daher auf den Gedanken, anstatt dessen Walroßhäute zum Dache zu verwenden. Vorerst bauten wir uns jedoch eine kleine Höhle, in der wir zwar nicht aufrecht sitzen, aber doch nebeneinander liegen konnten und noch Raum für den Kochapparat hatten.
Am nächsten Tage (29. August) bereiteten wir uns vor, unser Glück auf der Walroßjagd zu versuchen. Wir verspürten keine große Lust, die Tiere im Einzelkajak anzugreifen; die Aussicht, umgeworfen

zu werden oder die Hauer durch den Boden des Kajaks oder in unsere Lenden dringen zu sehen, war nicht sehr verlockend. Die Kajaks wurden daher zusammengebunden. In dem Loche sitzend, stießen wir ab, auf einen großen Bullen zu, der eben draußen lag und tauchte.

Wir waren gut mit Büchsen und Harpunen ausgerüstet und meinten die Sache sei ganz einfach. Wir gelangten unschwer in Schußweite und feuerten unsere Läufe in den Kopf des Tieres ab; es blieb einen Augenblick betäubt liegen, worauf wir nach ihm hinruderten, aber plötzlich begann es, vollständig außer sich, zu schlagen und sich im Wasser herumzuwälzen. Ich schrie, wir müßten zurückrudern, allein es war zu spät; das Walroß kam unter die Kajaks, und wir erhielten bei seinen gewaltsamen Drehungen von unterhalb mehrere Stöße, ehe es ganz untertauchte. Bald darauf kam es wieder nach oben, und nun erscholl sein heftiges Atemholen auf allen Seiten, wobei ihm das Blut aus Maul und Nase strömte und das Wasser rundherum färbte. Unverzüglich ruderten wir hinan und jagten ihm eine neue Salve in den Kopf. Wieder tauchte es unter, während wir uns vorsichtig zurückzogen, um einen Angriff von unten zu vermeiden. Bald erschien es wieder oben, und wir ruderten aufs neue näher heran. Dies Manöver wiederholte sich, und jedesmal wenn es an die Oberfläche kam, erhielt es wenigstens eine Kugel in den Kopf, wodurch es immer matter wurde. Aber da es uns stets das Gesicht zuwandte, so war es

schwierig, ihm eine tödliche Wunde hinter dem Ohr beizubringen. Das Blut floß jetzt in Strömen. Während eines dieser Manöver wollte ich mein Gewehr in der Eile in das an Deck liegende Futteral stecken, um näher hinanzurudern, vergaß aber, daß der Hahn gespannt war; auf einmal ging es los. Ich erschrak nicht wenig, da ich glaubte, die Kugel sei durch den Boden des Bootes gedrungen, und befühlte meine Beine. Sie waren jedoch unverletzt, und als ich auch das Wasser nicht einströmen hörte, beruhigte ich mich wieder. Die Kugel war durch das Verdeck gedrungen und durch die Seite gerade über der Wasserlinie wieder hinausgegangen. Wir hatten jetzt aber genug von diesem Sport; das Walroß holte keuchend Atem, und gerade als wir wieder heranpaddelten, wandte es den Kopf ein wenig und erhielt zwei Kugeln gerade hinter dem Ohr. Nun lag es still, und wir ruderten hin, um die Harpune zu werfen. Allein ehe wir nahe genug waren, sank es unter und verschwand. Es war ein trauriges Ende der Geschichte; insgesamt hatten wir neun Patronen nutzlos verschwendet und ruderten daher schweigsam und nicht wenig niedergeschlagen wieder ans Land. An diesem Tage versuchten wir keine Walrosse mehr von den Kajaks aus zu jagen; jedoch sahen wir jetzt eins, welches in geringer Entfernung aufs Küsteneis gekommen war. Es dauerte nicht lange, dann kam ein zweites neben dem ersten herauf. Nachdem ich sie beobachtet und ihnen Zeit gelassen hatte, sich zu sammeln, machten wir uns auf. Sie hatten längere

Zeit gebellt und einen fürchterlichen Lärm gemacht, jetzt lagen sie arglos und schliefen, während wir uns vorsichtig zu ihnen hinanschlichen, ich voran, Johansen mir dicht auf den Fersen. Ich näherte mich erst dem Kopfe des nächsten Tieres, das mit dem Rücken uns zugekehrt lag. Da es den Kopf ziemlich tief hinabgezogen hatte, war es schwer, nach einer verwundbaren Stelle zu zielen, und ich ging daher hinten herum nach dem Kopfe des andern. Die Tiere lagen noch immer bewegungslos und schliefen in der Sonne. Das zweite war für einen Schuß in besserer Lage, und als ich Johansen bei dem Kopfe des erstern bereit stehen sah, schoß ich hinter den Hals. Das Tier drehte sich ein wenig herum und blieb dann tot liegen. Bei dem Knall sprang das erste Tier auf, erhielt aber in demselben Augenblicke Johansens Kugel. Halb betäubt drehte es seinen Riesenleib gegen uns herum; im nächsten Moment hatte ich den Kugelschuß abgefeuert, traf aber, wie Johansen, zu weit nach vorn in den Kopf. Das Blut strömte aus den Nasenlöchern und dem Maule, und das Tier schnaubte und pustete, daß die Luft erzitterte. Sich auf die ungeheuren Hauer stützend, lag es jetzt still und gab Blut von sich, vollständig gleichgiltig gegen uns. Trotz seines ungeheuern Körpers und seines unförmigen Aussehens, welches an einen Kobold, Riesen, Kraken und andere böse Dinge erinnert, war etwas so sanft Flehendes und Hilfloses in den runden Augen, als das Tier so dalag, daß man das koboldartige Äußere und die eigene Not in dem Bedauern

für dasselbe vergaß. Es sah beinahe wie Mord aus. Ich machte seinem Leiden durch eine Kugel hinter das Ohr ein Ende, jedoch verfolgen die Augen mich noch jetzt; es schien das Flehen um das Leben und um die Existenz der ganzen hilflosen Walroßrasse darin zu liegen. Allein sie ist verloren, sie hat den Menschen zum Verfolger. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß wir uns bei dem Gedanken an all das Fleisch und den Speck, die wir bei einer einzigen Begegnung erlangt hatten, freuten; es glich die Patronen aus, die wir bei dem andern gesunkenen Tiere verschwendet hatten.

Wir hatten die Walrosse jedoch noch nicht an Land, und es war eine langwierige Arbeit, sie abzuhäuten, zu zerlegen und heimzubringen. Das erste, was wir taten, war, Schlitten und Messer zu holen. Da auch die Möglichkeit vorhanden war, daß das Eis losbrechen und ins Treiben geraten würde, so hielt ich es für klug, auf den Schlitten zugleich auch die Kajaks mitzunehmen, zumal es vom Fjord her etwas zu wehen begonnen hatte. Eine glückliche Vorsichtsmaßregel! Ohne sie wäre schwer zu sagen, was aus uns geworden wäre. Während wir mit dem Abhäuten beschäftigt waren, nahm der Wind rasch zn, und war bald zum Sturme angewachsen. Landwärts von uns war die schmale Rinne, neben der die Walrosse gelegen hatten, und ich fürchtete, daß das Eis sich hier öffnen würde und wir forttreiben könnten. Ich behielt daher, während wir arbeiteten, die Rinne im Auge, um zu sehen ob sie breiter würde; sie blieb aber un-

verändert, und wir arbeiteten, so rasch wir konnten, weiter. Als das erste Walroß halb abgehäutet war, blickte ich zufällig landwärts über das Eis und entdeckte, daß es in beträchtlicher Entfernung von uns durchgebrochen war und dasjenige Stück, auf welchem wir uns befanden, schon längere Zeit getrieben hatte. Zwischen uns und dem Ufereis war schwarzes Wasser, und der Wind wehte so stark, daß der Wasserstaub von den schäumenden Wogen flog. Es war keine Zeit zu verlieren. Ob wir eine größere Strecke gegen diesen Wind und Seegang würden rudern können, war mehr als zweifelhaft; doch schien das Eis bis jetzt noch keine größere Strecke getrieben zu sein, als wir würden kreuzen können, wenn wir uns beeilten. Die ungeheuern Tiere vollständig aufzugeben, konnten wir nicht über uns gewinnen, und wir schnitten daher so viel Fleisch herunter, wie wir konnten, und schleuderten es in die Kajaks. Dann schnitten wir ungefähr den vierten Teil der Haut mit dem Speck daran ab, warfen ihn obenauf und machten uns auf den Weg nach der Küste. Kaum hatten wir unsere Beute verlassen, als die Möven sich in Scharen auf die halb abgehäuteten Kadaver warfen. Beneidenswerte Geschöpfe! Wind und Wellen und Treiben kümmerten sie nichts; sie kreischten und lärmten und dachten nur an den Schmaus, den sie hatten. Solange wir die Kadaver, während sie nach See hinaustrieben, verfolgen konnten, sahen wir, daß die Vögel sich in immer größeren Scharen wie Schneewolken darum sammelten. Inzwischen strengten wir unsere

Kräfte aufs äußerste an, um das feste Eis zu gewinnen; aber dieses hatte nunmehr in allen Richtungen Spalten und Rinnen bekommen. Es gelang uns, mit den Kajaks eine Strecke zurückzulegen; als ich jedoch einen breiten Kanal mit einigen losen Schollen kreuzte, trat ich auf so schlechtes Eis, daß es unter meinem Gewichte sank und ich rasch zurückspringen mußte, um einem Bade zu entgehen. Wir versuchten es an mehreren Stellen, aber überall sank es unter uns und den Schlitten weg, so daß uns nichts übrig blieb, als uns auf dem Wasser zu halten und an der Leeseite des Eises entlang zu fahren. Noch waren wir nicht lange gerudert, als wir bemerkten, daß es von keinem Nutzen sei, bei solchem Winde die Kajaks zusammengebunden zu halten, wir mußten einzeln rudern und die Walroßhaut mit dem Speck opfern, weil wir sie nun unmöglich mitnehmen konnten; bis jetzt lag sie quer über das Heck beider Kajaks gebreitet. Während wir mit dieser Veränderung eifrig beschäftigt waren, wurden wir, ehe wir es wahrnahmen, vom Eise umgeben und mußten die Kajaks schleunigst aufs Eis holen, um sie vor dem Zerdrücktwerden zu bewahren. Wir versuchten nun an mehreren Stellen herauszukommen, doch war das Eis in beständiger Bewegung; es mahlte rund herum wie in einer Wirbelströmung. Kaum hatten wir, wenn sich eine Gasse öffnete, die Kajaks ins Wasser gelassen, so schloß dieselbe sich gewaltsam wieder, und wir mußten die Boote in der größten Hast wieder aufs Eis heraufreißen. Mehrere Male waren

sie nur um Haaresbreite der Zertrümmerung entgangen. Inzwischen hatte der Sturm stetig zugenommen, der Wasserstaub stob über uns weg, und wir trieben weiter und weiter in die See hinaus. Es war keine angenehme Lage.

Endlich kamen wir jedoch frei und entdeckten zu unserer Freude, daß wir unter Aufbietung aller unserer Kräfte die Kajaks gegen den Wind weiterbringen konnten. Es ruderte sich schwer und die Arme schmerzten uns, aber doch krochen wir langsam dem Lande näher. Die See war bewegt und bös, aber die Kajaks waren tüchtige Seeboote; selbst meines mit dem Kugelloche bewährte sich so gut, daß ich ziemlich trocken blieb. Hin und wieder kam der Wind in solchen Stößen, daß wir das Gefühl hatten, als wolle er uns aus dem Wasser heben und umwerfen. Aber allmählich, je näher wir unter die hohen Klippen kamen, wurde es ruhiger, und endlich, nach langer, langer Zeit, erreichten wir die Küste und konnten Atem schöpfen. Dann ruderten wir in ruhigerm Fahrwasser am Lande entlang nach unserm Lagerplatze. Mit wahrer Befriedigung kletterten wir an diesem Abend ans Land. Wie unbeschreiblich behaglich war es, als wir wieder bequem, wenn auch naß, innerhalb der vier Wände unserer niedrigen Höhle lagen! Dann wurde ein tüchtiger Topf voll Fleisch gekocht, denn wir hatten einen wahren Wolfshunger. Mit Bedauern dachten wir nun an die verlorenen Walrosse, die jetzt draußen im Sturm trieben, freuten uns aber, daß wir nicht in ihrer Gesellschaft waren.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich von Johansen mit der Meldung geweckt wurde, es sei ein Bär draußen. Als ich erst halb wach war, hörte ich schon vor der Tür ein seltsames dumpfes Grunzen. Ich sprang auf, ergriff meine Büchse und kroch hinaus. Eine Bärin mit zwei großen Jungen ging am Strande hinauf; sie waren soeben dicht bei unserer Tür vorbeigekommen. Ich zielte auf die Bärin, fehlte sie aber in der Eile. Sie fuhr zusammen und blickte sich um, und als sie mir ihre Breitseite zukehrte, schoß ich ihr eine Kugel durch die Brust. Sie stieß ein fürchterliches Gebrüll aus; dann rannten sie alle drei den Strand hinab. Dort fiel die Mutter in einem Tümpel auf dem Eise nieder, während die Jungen weiterliefen, sich in die See stürzten, daß der Schaum in die Höhe spritzte, und hinauszuschwimmen begannen. Ich eilte zu der Mutter hinab, die sich vergeblich quälte und abarbeitete, um aus dem Tümpel zu gelangen. Um uns die Mühe, das schwere Tier herauszuschleppen, zu ersparen, wartete ich, bis es sich selbst auf den Rand hinaufgezogen hatte, und machte dann seinem Dasein ein Ende. Inzwischen hatten die beiden Jungen ein Eisstück erreicht, das für beide sehr enge und nur eben groß genug war, um einem derselben Platz zu bieten; da saßen sie nun balancierend und in den Wellen auf- und abtauchend. Hin und wieder fiel eins von ihnen herunter, kletterte aber immer wieder geduldig hinauf. Sie schrien unaufhörlich ganz kläglich und blickten fortwährend nach dem Lande, da sie

offenbar nicht zu begreifen vermochten, weshalb die Mutter so lange auf sich warten ließ. Der Wind wehte noch immer stark und trieb sie vor sich hin und mit der Strömung rasch nach der See hinaus. Wir glaubten, sie würden schließlich ans Land schwimmen und nach der Mutter sehen; wir wollten daher warten und verbargen uns zwischen den Steinen, damit sie unseretwegen nicht zu große Angst hätten, an Land zu kommen. Noch immer hörten wir sie klagen; jedoch klang es immer entfernter, und sie wurden da draußen auf den blauen Wogen immer kleiner, bis wir sie schließlich nur noch als zwei weiße Flecken auf der dunkeln Ebene unterscheiden konnten. Da wir dessen längst müde waren, begaben wir uns zu den Kajaks. Dort hatten wir jedoch einen traurigen Anblick. Alles Walroßfleisch, das wir mit so vieler Mühe mit nach Hause gebracht hatten, lag verstreut, zerrissen, verstümmelt am Strande, nnd jedes Bißchen Fett und Speck, das daran zu finden gewesen, war verschwunden. Die Bären müssen hier schön gehaust haben, während wir schliefen. Eins der Kajaks, in welchem das Fleisch gewesen, war halb ins Wasser, das andere hoch hinauf zwischen die Steine geworfen worden. Die Bären waren sogar darin gewesen und hatten das Fleisch herausgeschleppt; glücklicherweise hatten die Kajaks nicht gelitten, sodaß wir den Bären wohl vergeben konnten, zumal wir den Vorteil hatten, Bärenfleisch für Walroßfleisch einzutauschen.

Wir brachten dann die Kajaks zu Wasser und machten uns auf, die Jungen ans Land zu jagen. Sobald sie uns nur herankommen sahen, wurden sie unruhig, und als wir noch eine größere Strecke entfernt waren, sprang das eine schon ins Wasser. Das andere zögerte eine Weile, als ob es Angst vor dem Wasser habe, während das erste ungeduldig wartete, aber schließlich schwammen beide. Wir machten einen weiten Bogen um sie herum und begannen sie dann, einer auf jeder Seite, dem Lande zuzutreiben. Es war leicht, sie in der Richtung, in welcher wir sie haben wollten, zu scheuchen, und Johansen wußte diese einfache Methode, die Bären von einem Platze zum andern zu schaffen, nicht genug zu rühmen. Wir brauchten gar nicht stark zu rudern, um mit ihnen Schritt zu halten; wir fuhren langsam und bequem, aber sicher dem Lande zu. In der Nachbarschaft sahen wir mehrere Walrosse, doch entgingen wir glücklicherweise einem Angriff von ihnen. Vom ersten Augenblicke an sahen wir, um wieviel besser der Bär, der zuerst das Wasser gewonnen hatte, schwamm, obwohl er kleiner und dünner war; er wartete jedoch geduldig auf den andern und leistete ihm Gesellschaft. Endlich wurde aber das Tempo des letztern seinem Begleiter zu langsam; dieser griff aus nach dem Lande zu, sodaß die Entfernung zwischen beiden sich immer mehr vergrößerte. Sie blickten sich unaufhörlich ängstlich nach uns um; als der eine zurückblieb, sah er noch hilfloser als vorher nach uns hin. Während ich mich hinter dem einen

Bären hermachte, hatte Johansen auf den zweiten acht, worauf wir sie ans Land bis in die Nähe unserer Höhle trieben und dort erschossen.
Wir hatten also an diesem Tage drei Bären erlegt; das war eine gute Enschädigung für unsere Walrosse, die in die See hinausgetrieben waren. Außerdem fanden wir, was nicht weniger glücklich war, das gesunkene Walroß vom Tage vorher am Rande des Ufereises treiben. Unverzüglich schleppten wir es an eine sichere Stelle in einem Einschnitt und machten es dort fest. Dies vergrößerte unsern Wintervorrat.
Es war schon spät in der Nacht, als wir uns niederlegten, nachdem wir die Bären abgehäutet, auf einen Haufen gelegt und wieder mit den Häuten zugedeckt hatten, um die Möven davon abzuhalten. Wir schliefen fest, da wir den Schlaf für zwei Nächte nachzuholen hatten.
Erst am 2. September konnten wir uns ans Werk machen und unser Walroß abhäuten, das noch im Wasser lag. Dicht bei unserer Höhle war in dem Küsteneise eine Öffnung, welche die innere Rinne zwischen dem Strande und dem Lande mit der See draußen verband. In dieser Öffnung hatten wir das Tier festgemacht, weil wir hofften, es dort aufs Land ziehen zu können. Da das Gletschereis mit sanftem Gefälle bis ins Wasser hineinragte, schien die Arbeit dort guten Erfolg zu versprechen. Wir rundeten die Ecken des Eises ab, stellten eine Talje her, indem wir eine Leine durch ein in die Kopfhaut

geschnittenes Loch zogen, verwendeten am Ende des Taues die abgebrochene Schlittenkufe als Handspeiche und schlugen als Stützpunkte für diese am Strande hinauf Kerben in das Eis. Aber wir mochten arbeiten und uns abquälen, wie wir wollten: alles, was wir erreichen konnten, war, den ungeheuern Kopf über den Rand des Eises zu bringen. Mitten in der Arbeit schrie Johansen: „Halt, sehen Sie, dort!“ Ich wandte mich um. Ein großes Walroß schwamm in der Öffnung gerade auf uns zu. Es schien es nicht eilig zu haben, sondern öffnete nur die runden Augen weit und schaute verwundert zu, was wir da machten. Ich vermute, daß es den Gefährten erblickt hatte und nun sehen wollte, was wir mit ihm machten. Ruhig, langsam und würdevoll kam es bis ganz an den Rand heran, wo wir standen. Glücklicherweise hatten wir unsere Gewehre bei uns; als ich mich mit dem meinigen näherte, erhob sich das Tier nur im Wasser und blickte mich lange forschend an. Ich wartete geduldig, bis es sich ein wenig drehte, und jagte ihm dann eine Kugel in den Hinterkopf. Es war eine zeitlang betäubt, begann aber bald wieder sich zu rühren, sodaß mehrere Schüsse erforderlich waren. Während Johansen lief, um Patronen und eine Harpune zu holen, mußte ich so gut wie möglich mit dem Tiere kämpfen und es mit einem Stocke zu hindern suchen, daß es sich wieder in die Öffnung stürzte. Endlich kam Johansen zurück, worauf ich das Walroß abtat. Wir freuten uns über unser gutes Glück, hätten aber fürs Leben

gern gewußt, was das Walroß in diesem engen Kanale wollte. Diese Tiere müssen ungewöhnlich neugierig sein. Während wir zwei Tage vorher die Bären abhäuteten, kam ein Walroß mit seinem Jungen ganz dicht bis an den Rand des Eises und sah uns zu; dann tauchte es mehreremal unter, kehrte aber immer wieder zurück und schob schließlich den ganzen Vorderteil des Körpers auf das Eis hinauf, um besser sehen zu können. Das wiederholte es mehreremal und ließ sich selbst dadurch nicht vertreiben, daß ich mich ihm näherte; erst als ich mit der Büchse ganz dicht heranging, kam es plötzlich zur Besinnung und warf sich rückwärts wieder ins Wasser, wo wir es tief unten mit dem Jungen zur Seite sich entfernen sahen.

Wir hatten jetzt zwei große Walrosse mit ungeheuern Hauern in dem Kanal schwimmen. Noch einmal versuchten wir, eins derselben aufzuschleppen, allein der Versuch war ebenso erfolglos wie vorher. Endlich sahen wir ein, daß der einzige Ausweg sein würde, sie im Wasser abzuhäuten. Dies war aber weder eine leichte, noch eine angenehme Aufgabe. Als wir spät am Abend endlich eine Seite des Tieres abgehäutet hatten, war Ebbe, das Walroß lag auf dem Grunde, und es war keine Möglichkeit, es umzudrehen, wie sehr wir uns auch abmühen und ziehen mochten. Wir mußten die Flut am nächsten Tage abwarten, um an die andere Seite zu gelangen.

Während der nächsten Tage quälten wir uns damit ab, die Walrosse abzuhäuten und zu zerschneiden und

dann nach einer sichern Stelle am Strande hinauf zu schaffen. Es war eine ekelhafte Arbeit, da draußen im Wasser auf den Tieren zu liegen und so tief zu schneiden, als man unter die Oberfläche des Wassers reichen konnte. Wir ließen es uns gefallen, naß zu werden, weil man mit der Zeit wieder trocken wird; schlimmer aber war, daß wir nicht vermeiden konnten, vom Kopf bis zu den Füßen von Speck und Tran und Blut durchzogen zu werden. Unseren armseligen Kleidern (in denen wir noch ein weiteres Jahr stecken sollten, ehe wir sie wechseln konnten) ging es während dieser Tage schlecht. Sie nahmen soviel Tran in sich auf, daß er bis auf die Haut durchzog. Diese Beschäftigung an den Walrossen war ohne Frage die schlechteste Arbeit während der ganzen Expedition; wäre sie nicht dringend notwendig gewesen, wir hätten die Tiere lieber liegen lassen, wo sie lagen. Allein wir brauchten Brennmaterial für den Winter, wenn wir uns auch ohne das Fleisch hätten behelfen können. Als die Arbeit endlich beendet war und wir zwei große Haufen Speck und Fleisch, dicht bedeckt von den dicken Walroßhäuten, am Lande hatten, freuten wir uns nicht wenig.

In dieser Zeit führten die Möven ein üppiges Leben von dem Überfluß an Abfällen, Speck, Eingeweiden und anderen inneren Organen. Aus allen Richtungen sammelten sich Elfenbein- und Tauchermöven in Scharen und unterhielten Nacht und Tag ein unaufhörliches Geschrei und Lärmen. Wenn sie soviel gefressen hatten, als sie bewältigen konnten, saßen sie

meist draußen auf den Eishügeln und schnatterten zusammen. Kamen wir zum Abhäuten hinunter, so entfernten sie sich nur ein sehr kleines Stück von den Kadavern und saßen in langen Reihen geduldig wartend auf dem Eise neben uns oder kamen, geführt von einigen kühnen Offizieren, allmählich näher. Sobald ein kleiner Fetzen Speck fiel, stürzten zwei oder drei Elfenbeinmöven darauf los und kämpften darum, oft dicht vor unsern Füßen, daß die Federn stoben.

Mit Vergnügen machten wir uns endlich am 7. September an die Arbeit, eine Hütte zu bauen. Wir hatten in der Nachbarschaft eine gute Stelle dazu ausgewählt, und von nun an hätte man uns täglich morgens wie gewöhnliche Arbeiter mit einem Eimer Trinkwasser in der einen und der Flinte in der andern Hand hinausgehen sehen können. So gut wir konnten, brachen wir in dem Gerölle Steine los, schleppten sie zusammen, hoben den Grund aus und bauten die Mauern auf. Werkzeuge hatten wir nicht viel; was wir dazu am meisten verwendeten, waren unsere beiden Fäuste. Eine abgeschnittene Schlittenkufe diente als Spitzaxt, um die festgefrornen Steine loszulösen, und wenn wir es mit den Händen nicht fertig brachten, den Grund an unserer Baustelle auszugraben, so benutzten wir einen Schneeschuhstock mit eiserner Zwinge dazu. Aus dem Schulterblatt eines Walrosses, das an ein abgebrochenes Stück von einem Schneeschuhstock gebunden war, stellten wir uns einen Spaten und aus einem an einen

Querträger des Schlittens befestigten Walroßhauer eine Hacke her. Es waren zerbrechliche Dinger, wenn man damit arbeiten wollte; aber mit Geduld brachten wir es doch fertig, und ganz langsam erhoben sich feste Steinmauern mit Moos und Erde dazwischen. Das Wetter wurde allmählich kälter und hinderte uns nicht wenig bei der Arbeit, da der Boden, den wir auszugraben hatten, härter wurde, und die Steine, die wir losbrechen mußten, festfroren; und dann kam auch Schnee. Groß war daher unsere Überraschung, als wir am Morgen des 12. September aus unserer Höhle krochen und das schönste Tauwetter fanden, mit vier Grad Celsius Wärme. Das war beinahe die höchste Temperatur, die wir auf der ganzen Expedition gehabt haben. Auf allen Seiten stürzten Ströme in schäumenden Fällen von dem Berge und dem Gletscher herab, fröhlich murmelnd den Weg zwischen den Steinen zur See hinunter nehmend. Überall tropfte und rauschte Wasser; wie mit einem Zauberschlage war wieder Leben in die erstarrte Natur zurückgekehrt, und die Hügel zeigten wieder überall Grün. Man konnte sich nach dem fernen Süden versetzt glauben und vergessen, daß ein langer, langer Winter vor der Tür stand. Der nächste Tag fand alles wieder geändert. Die sanften Götter des Südens, die gestern ihre letzten Kräfte angestrengt hatten, waren geflohen, die Kälte war wiedergekehrt, Schnee war gefallen und hatte alle Spuren bedeckt: Nun wich der Winter nicht mehr. Auch der kleine Streifen bloßer Erde war in der

Gewalt der Geister der Kälte und Dunkelheit; sie herrschten jetzt bis hinab zum Meere. Ich stand draußen und schaute mir die Gegend an. Wie öde und verlassen sah die Natur in ihrem Zauberbanne aus! Mein Blick fiel auf die Erde zu meinen Füßen. Dort unten zwischen den Steinen streckte noch der Mohn seine hübschen Blüten aus dem Schnee hervor, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne sollten noch einmal seine gelbe Blumenkrone küssen, dann konnte er unter seine Decke schlüpfen, um den langen Winterschlaf zu halten und im Frühjahr zu neuem Leben zu erwachen. O, wer das doch auch könnte!

Nach einwöchentlicher Arbeit waren die Mauern unserer Hütte vollendet. Sie waren nicht hoch, kaum einen Meter über dem Erdboden; aber wir hatten ebenso tief in den Grund hineingegraben, sodaß die Hütte nach unserer Berechnung hoch genug werden würde, um darin aufrecht stehen zu können. Nun handelte es sich darum, das Dach herzustellen; dies war nicht so leicht. Das einzige Material, das wir zu diesem Zwecke hatten, waren der schon früher erwähnte, von uns gefundene Baumstamm und die Walroßhäute. Den Stamm, der volle dreißig Zentimeter dick war, konnte Johansen endlich, nachdem er einen ganzen Tag daran gearbeitet hatte, mit unserm kleinen Beil entzweihauen, und mit nicht geringerer Mühe rollten wir ihn über das Geröll auf die Ebene, wo er als Firststück auf das Dach gelegt wurde. Dann holten wir die Häute. Allein diese waren

steif und an den Fleisch- und Speckhaufen festgefroren, über die sie gebreitet waren. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, sie durch Benutzung von Keilen aus Walroßhauern, Steinen und Holz loszubringen. Der Transport dieser großen Häute auf dem langen Wege nach der Hütte war eine nicht weniger schwierige Aufgabe; durch Rollen, Tragen und Schleppen brachten wir es aber ebenfalls fertig. Das Schlimmste von allem war jedoch, die gefrornen Häute über die Hütte auszubreiten. Mit drei halben Fellen wurden wir ziemlich gut fertig, indem es uns gelang, sie ein wenig zu biegen; aber die vierte Hälfte war ganz steif gefroren, sodaß wir ein Loch im Eise suchen und sie ins Meer versenken mußten, um sie erst aufzutauen.

An den nächsten Tagen gelang es uns, noch ein paar Walrosse zu erlegen. Nun glaubten wir genug Speck zu Brennmaterial für den Winter zu haben; außerdem hatten wir Überfluß an Häuten zur Eindeckung unserer Hütte.

Die Häute hatten sich in der See so weit erweicht, daß wir sie über das Dach strecken konnten. Sie waren so lang, daß sie von einer Seite der Hütte über den First bis nach der andern Seite hinunterreichten. Wir streckten sie, indem wir mit Hautstreifen an beiden Enden große Steine befestigten, die sie durch ihr Gewicht über die Mauerkante reckten, wo wir dann Steine darauf türmten. Mit Hilfe von Steinen, Moos, Hautstreifen und Schnee zur äußern Bedeckung dichteten wir die Fugen der

Mauern einigermaßen. Um die Hütte bewohnbar zu machen, mußten wir im Innern Steinbänke zum Lager bauen, sowie eine Tür herstellen. Diese bestand in einer Öffnung in einer Ecke der Wand, die in einen im Erdboden ausgehobenen kurzen Gang führte, der mit Eisblöcken ungefähr in derselben Weise überdacht war wie der Eingang zu den Eskimohäusern. Der Gang war nicht so lang gemacht, als wir eigentlich beabsichtigt hatten, da der Grund für unsere Werkzeuge zu hart geworden war. Er war so niedrig, daß wir in hockender Stellung durchkriechen mußten, um in die Hütte zu gelangen. Die innere Gangöffnung war mit einem Vorhang von Bärenfell verschlossen, das fest an die Walroßhaut des Daches genäht war; das äußere Ende war mit einem Bärenfell bedeckt, das lose über der Gangmündung lag.

Endlich, am 28. September, zogen wir in unsere neue Hütte ein, doch war die erste Nacht für uns kalt. Bis jetzt hatten wir während der ganzen Zeit in einem Sacke geschlafen, und selbst derjenige, den wir durch Zusammennähen unserer beiden wollenen Decken hergestellt hatten, hatte ziemlich ausgereicht. Jetzt hielten wir es aber nicht länger für notwendig, in einem Sacke zu schlafen, da wir die Hütte durch Brennen mehrerer Tranlampen so warm machen wollten, daß jeder es sehr gut auf seinem eigenen Lager mit einer wollenen Decke über sich aushalten könnte; wir hatten daher den Sack auseinandergetrennt. Lampen wurden in der Weise hergestellt, daß

wir von einigen Neusilberblechen die Ränder in die Höhe bogen, diese Behälter mit zerquetschtem Speck füllten und als Docht Stücke Zeug von den Bandagen aus unserer Apotheke verwendeten. Die Lampen brannten vorzüglich und gaben auch so gutes Licht, daß es unserer Meinung nach ganz behaglich aussah; allein sie reichten weder damals, noch später jemals aus, um unsere noch immer ziemlich undichte Hütte zu erwärmen, und so lagen wir denn die ganze Nacht und zitterten vor Kälte. Wir glaubten beinahe, es sei die kälteste Nacht gewesen, die wir gehabt hätten.

Am nächsten Morgen schmeckte uns das Frühstück ausgezeichnet, und es ist unglaublich, welche Mengen heißer Bärenbouillon wir genossen, um wieder etwas Wärme in unsern Körper zu bekommen. Wir beschlossen sofort, dem Übelstand abzuhelfen, indem wir an der Hinterwand der Hütte eine Pritsche herstellten, breit genug, um dort nebeneinander liegen zu können. Die wollenen Decken wurden wieder zusammengenäht; dann breiteten wir Bärenfelle unter uns aus, und nun fühlten wir uns so gemütlich, als es den Umständen nach nur möglich war. Weitere Versuche, uns nachts zu trennen, machten wir nicht. Mit den rauhen, eckigen Steinen, die wir jetzt, da alles gefroren war, allein zur Verfügung hatten, eine halbwegs ebene Unterlage zu schaffen, war unmöglich; wir warfen und wendeten uns daher den ganzen Winter hin und her, um zwischen all den Höckern einen einigermaßen bequemen Platz zu

finden. Es war und blieb aber hart, und stets schmerzten uns beim Liegen einige Stellen am Körper, und wir hatten sogar wunde Flecke an den Hüften. Wir schliefen aber trotz alledem. In dem einen Winkel der Hütte hatten wir einen kleinen Herd zum Kochen und Braten aufgebaut. Im Dach über uns schnitten wir ein Loch in die Walroßhaut und führten aus Bärenfell einen Rauchfang zu demselben hinauf; doch hatten wir den Herd erst kurze Zeit benutzt, als wir schon die Notwendigkeit einsahen, einen Schornstein zu bauen, um den Wind zu verhindern, daß er von oben hineinschlüge. Die Hütte war so mit Rauch erfüllt, daß man es zuweilen nicht aushalten konnte. Die einzigen Materialien, die wir jetzt zum Bauen hatten, waren Eis und Schnee. Wir errichteten aber damit auf dem Dache einen großartigen Schornstein, der seinem Zweck entsprach und tüchtigen Zug brachte.
Inzwischen verging die Zeit. Die Sonne sank tiefer und tiefer, bis wir sie am 15. Oktober zum letztenmal über den Bergen im Süden sahen; die Tage wurden rasch dunkler: es begann unsere dritte Polar nacht.

6. Im Winterlager

Mittwoch, 27. November. Minus dreiundzwanzig Grad Celsius. Es ist windiges Wetter, der Schnee wirbelt einem um die Ohren, sowie man den Kopf aus

dem Eingange heraussteckt. Alles grau in grau. Die schwarzen Steine im Schnee in der Geröllhalde weiter oben sind nur undeutlich zu erkennen, und über sich kann man gerade noch die dunkle Klippe unterscheiden. Wohin sich aber sonst der Blick wenden mag, hinaus nach der See oder den Fjord hinauf, ist alles dieselbe bleischwere Dunkelheit; man ist von der weiten Welt abgesperrt und in sich selbst eingeschlossen. Der Wind weht in scharfen Stößen und treibt den Schnee vor sich her, und oben unter dem Bergkamme pfeift und heult er in den Spalten und Löchern der Basaltmauern dieselbe ewige Melodie, die er durch vergangene Jahrtausende gesungen hat und durch zukünftige Jahrtausende singen wird. Und der Schnee wirbelt dahin, wie er es immer getan im Wechsel der Zeiten, und alle Spalten und Vertiefungen füllen sich aus. Doch gelingt es dem Schnee nicht, die Steine der Geröllhalde zu bedecken; schwarz wie immer ragen sie in die Nacht hinein. Auf dem freien Platze vor der Hütte springen zwei Gestalten in der Winternacht wie Gespenster hin und her, um sich warm zu halten, und so werden sie auf dem Pfade, den sie sich ausgetreten haben, Tag für Tag auf und nieder rennen, bis der Frühling kommt.

Montag, 2. Dezember. Ein Fuchs spielt uns viele Streiche; was er fortbewegen kann, schleppt er weg. Einmal hatte er schon das Band durchgenagt, mit dem das Fell vor der Tür befestigt ist, und hin und wieder hören wir ihn wieder an dieser Arbeit; wir müssen hinausgehen und an das Dach des Eingangs

klopfen. Heute hat er eines unserer Segel fortgeschleppt, in welchem unser Salzwassereis lag. Wir waren nicht wenig erschreckt, als wir Eis holen wollten und das Segel samt allem fort war. Wir waren nicht im Zweifel, wer dagewesen war, konnten aber unter keinen Umständen unser kostbares Segel aufgeben, von welchem unsere Fahrt nach Spitzbergen im Frühjahr abhing. Wir forschten daher in der Dunkelheit danach auf der Geröllhalde, auf der Ebene und nach der See hinab. Wir suchten überall, aber nichts war davon zu sehen. Wir hatten es schließlich fast aufgegeben, und Johansen war hinabgegangen, um anderes Salzwassereis zu holen, da fand er das Segel am Strande. Unsere Freude war groß. Wunderbar war aber, daß der Fuchs das große Segel, das noch dazu voll Eis war, soweit hatte tragen können. Auf dem Wege abwärts hatte sich das Segel geöffnet, worauf er nichts mehr damit hatte anfangen können. Aber was will er mit solchen Dingen? Will er in seinem Winterbau darauf liegen? Man sollte es fast meinen. Ich wünschte nur, ich könnte seinen Bau finden und das Thermometer wieder bekommen, sowie das Knäuel Segelgarn und die Harpunenleine und all die anderen kostbaren Dinge, die es gestohlen hat, das Vieh!

Weihnachten, die Zeit der Freude naht heran. Zu Hause ist jetzt jeder eifrig beschäftigt und weiß kaum, woher er die Zeit für alles nehmen soll; hier ist jedoch keine Geschäftigkeit, hier gilt es nur die Zeit zu verbringen. Schlafen, schlafen! Auf dem Herde

summt munter der Topf. Ich sitze und warte auf das Frühstück und blicke in das flackernde Feuer, und meine Gedanken wandern weit hinaus. Beim Scheine der Lampe sitzt sie am Winterabend und näht. Neben ihr steht ein kleines Mädchen mit blauen Augen und goldigem Haar und spielt mit der Puppe. Sie blickt das Kind zärtlich an und streichelt ihm das Haar, aber ihre Augen werden feucht, und Tränen rollen auf ihre Arbeit — — —

Johansen liegt neben mir und schläft; er lächelt im Schlafe. Armer Junge! Er wird davon träumen, daß er um die Weihnachtszeit bei seinen Lieben zu Hause sei. Aber schlafe nur weiter — schlafe und träume! Der Winter geht vorüber, und dann kommt der Frühling, der Frühling des Lebens.

Sonntag, 22. Dezember. Ging gestern abend lange Zeit draußen spazieren, während Johansen als Vorbereitung zum kommenden Christfeste eine gründliche Reinigung der Hütte vornahm. Sie bestand hauptsächlich darin, daß er die Asche aus dem Herde kratzte, die Knochen und Fleischabfälle sammelte und fortwarf und dann das Eis aufbrach, das mit allerlei Kehricht zu einer dicken Schicht auf dem Boden zusammengefroren war, wodurch die Hütte ziemlich niedrig geworden war,

Das Nordlicht war wunderbar. Wie oft man auch das seltsame Spiel des Lichtes sehen mag, nie wird man müde, es zu betrachten. Es ist, als ob Blick und Geist unter einem Banne ständen, sodaß man sich nicht loszureißen vermag. Es beginnt mit einem

blaßgelben geisterhaften Lichtschimmer hinter dem Berge im Osten, gleich dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst; es wird breiter, und bald ist der östliche Himmel eine einzige glühende Feuermasse. Nun wird es wieder schwächer und sammelt sich in einem hell glänzenden Nebelgürtel, der sich nach Südwesten erstreckt, während hier und dort einige wenige glänzende Lichtnebel sichtbar sind. Nach einer Weile schießen plötzlich da und dort Strahlen aus dem feurigen Nebel empor, bis sie fast den Zenith erreichen; es kommen noch mehr, in wilder Jagd spielen sie von Osten nach Westen über den Gürtel. Sie scheinen aus weiter, weiter Ferne immer näher heranzueilen. Aber plötzlich ergießt sich ein wahrer Strahlenschleier vom Zenith über den nördlichen Himmel, so zart und hell, wie die feinsten glitzernden Silberfäden. Ist es Surtr, der Feuerriese selbst, der in seine mächtige Silberharfe greift, daß die Saiten im Widerscheine der Flamme von Muspelheim erzittern und funkeln? Ja, es sind Harfenklänge, wild hinausstürmend in die Nacht; es ist der Söhne Surtrs wilder Kriegstanz. Aber zu anderen Zeiten sind es wieder sanft spielende, leise schaukelnde Silberwellen, auf denen die Träume in unbekannte Welten hinüberschweifen.

Nun ist wieder die Wintersonnenwende gekommen, und die Sonne hat ihren niedrigsten Stand erreicht; aber um Mittag können wir noch einen schwachen Schimmer von ihr über den Bergen im Süden erkennen. Jetzt beginnt sie wieder nordwärts zu steigen;

Tag für Tag wird es heller werden, und die Zeit wird rascher vergehen.

Auf meinem Spaziergange blicke ich zum Jupiter da droben über dem Bergkamme hinauf, zu Jupiter, dem Heimatsterne; er lächelt auf uns herab, und ich erkenne in ihm meinen guten Schutzgeist. Habe ich nicht festes Vertrauen auf meinen Stern und daß wir uns wiedersehen werden?

Dienstag, 24. Dezember. Heute um zwei Uhr nachmittags Minus vierundzwanzig Grad Celsius. Heute ist also Weihnachtsabend. Kalt und windig ist es draußen, kalt und zugig hier drinnen. Wie einsam es ist! Noch niemals haben wir einen solchen Weihnachtsabend gehabt.

Nun läuten zu Hause die Glocken das Christfest ein. Ich höre den Glockenklang sich vom Kirchturm durch die Lüfte schwingen. Wie schön sie erschallen!

Jetzt werden die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen, und in Freude nnd Jubel tanzen sie um den Baum herum. Wenn ich wieder nach Hause komme, muß ich ein Weihnachtsfest für Kinder veranstalten. Es ist die Zeit der Freude, und zu Hause ist in jeder Hütte ein Fest.

Dienstag, 31. Dezember. Auch dieses Jahr geht zu Ende. Es ist merkwürdig gewesen, aber trotz allem ziemlich gut.

Zu Hause läuten sie das alte Jahr zu Ende. Unsere Kirchenglocke ist der eisige Wind, der über Gletscher und Schneefeld pfeift und wütend heult, wenn er

den Schnee in Wolken hoch emporjagt und vom Grate des Berges dort drüben auf uns herunterfegt. Weit den Fjord hinauf sieht man die Schneewolken, von den Windstößen getrieben, über das Eis jagen, und der Schneestaub glitzert im Mondlicht. Und der Vollmond zieht ruhig und schweigsam von dem einen Jahr ins andere hinüber. Er scheint auf Gute und Böse herab und achtet nicht des Jahreswechsels, der Entbehrungen, der Sehnsucht. Einsam, verlassen, Hunderte von Meilen fern von allem, was uns teuer ist; aber die Gedanken fliegen rastlos auf ihren stillen Bahnen. Wieder wendet sich ein Blatt im Buche der Ewigkeit, eine neue, weiße Seite ist aufgeschlagen, und niemand weiß, was darauf geschrieben werden wird.

Mittwoch, 8. Januar. Gestern abend wehte der Wind den Schlitten, an welchem unser Thermometer hing, über den Abhang. Stürmisches Wetter draußen — wütender Wind, der einem fast den Atem benimmt, wenn man den Kopf hinaussteckt. Wir liegen hier und suchen zu schlafen, die Zeit zu verschlafen. Immer können wir es aber nicht. O, diese langen, schlaflosen Nächte, wenn man sich von einer Seite auf die andere dreht, die Füße hinaufzieht, um sie ein wenig zu wärmen, und sich auf der ganzen Welt nur eins wünscht — Schlaf! Die Gedanken beschäftigen sich unermüdlich mit allem in der Heimat; aber der lange, schwere Körper sucht hier zwischen den rauhen Steinen vergebens eine erträgliche Lage zu finden. Die Zeit kriecht weiter. Heute ist Klein-

7. Nach Süden

POLITECHNIKA ŚLĄSKA BIBLIOTEKA GŁÓWNA

8. Nansen beim Eintreffen auf Kap Flora

Livs Geburtstag gekommen. Heute ist sie drei Jahre alt und muß nun ein großes Mädchen sein. Armes kleines Ding! Du vermißt deinen Vater jetzt nicht; an deinem nächsten Geburtstag werde ich hoffentlich bei dir sein. Was für gute Freunde wir sein werden! Du wirst Huckepack reiten, und ich werde dir Geschichten aus dem Norden erzählen von Bären, Füchsen, Walrossen und den anderen merkwürdigen Tieren im Eise. — Nein, ich ertrage es nicht, daran zu denken!

Sonnabend, 1. Februar. Es ist ein merkwürdiges Dasein, den ganzen Winter hindurch in einer unterirdischen Hütte zu liegen und nichts zu haben, an das man die Hand legen könnte. Wie sehnten wir uns nach einem Buche! Wie angenehm schien uns das Leben an Bord der „Fram", als wir die ganze Bibliothek hatten! Alles, worüber wir wirklich zu sprechen hatten, war schon vor langer Zeit gründlich durchgedroschen, und es gab tatsächlich nicht viel Gedanken von gemeinsamem Interesse, die wir noch nicht ausgetauscht hätten. Das Hauptvergnügen, das uns noch blieb, war, uns gegenseitig auszumalen, wie wir uns nächsten Winter zu Hause für alles das entschädigen wollten, was wir während unsers Aufenthalts hier entbehrt hatten. Wir fühlten, daß wir schließlich gelernt hatten, auf alle Güter des Lebens Wert zu legen, wie Essen, Trinken, Kleidung, Schuhe, Haus, Heimat, gute Nachbarn usw. Oft beschäftigten wir uns auch damit, auszurechnen, wie weit die „Fram" getrieben sein könne, und ob eine Möglich-

keit vorhanden sei, daß sie vor uns nach Norwegen heimkehre. Das war die große Frage, auf welche wir keine bestimmte Antwort zu erteilen vermochten, und besorgt dachten wir daran, daß die „Fram" zuerst nach Hause zurückkehren könne. Was würden unsere Freunde dann von uns denken? Es würde kaum jemand die geringste Hoffnung haben, uns wiederzusehen.

Die Kleider, die wir trugen, waren fürchterlich! Und wenn wir eine wirklich angenéhme Stunde verbringen wollten, dann stellten wir uns einen großen, hellen, saubern Laden vor, dessen Wände mit nichts als neuen, sauberen, weichen, wollenen Anzügen behängt waren, aus denen wir uns aussuchen konnten, was wir nur wollten. Man denke: reine Hemden, Westen, Unterhosen, weiche, warme, wollene Hosen, köstliche bequeme Jacken, und dann auch reine wollene Strümpfe und warme Filzpantoffeln — könnte man sich etwas Schöneres vorstellen? Und nun gar ein römisches Bad! Wir pflegten stundenlang in unserm Schlafsack nebeneinander zu sitzen und von allen diesen Dingen zu plaudern. Wir konnten es uns fast nicht vorstellen, alle die schweren fettigen Lumpen wegwerfen zu können, in denen wir gingen! Wie Leim klebten sie am ganzen Körper. Unsere Beine hatten am meisten zu leiden, da die Hosen fest an den Knien klebten, so daß sie, wenn wir uns bewegten, an der Innenseite der Oberschenkel die Haut abschabten und abrissen, bis alles wund und blutig war. Es machte mir die größte Mühe zu verhindern,

daß diese Wunden allzusehr mit Fett und Schmutz beschmiert würden, und ich mußte sie beständig mit Moos oder einem Fetzen von einer der Binden aus unserer Apotheke und ein wenig Wasser waschen, das ich in einem Becher über der Lampe erwärmte. Nie vorher habe ich so sehr eingesehen, welch großartige Erfindung Seife in Wirklichkeit ist. Wir machten allerlei Versuche, den schlimmsten Schmutz fortzuwaschen, sie waren aber alle gleich erfolglos. Wasser übte auf diese Schmiere keinen Einfluß aus; besser war es, sich mit Moos und Sand zu scheuern. Sand konnten wir in den Mauern unserer Hütte reichlich finden, wenn wir das Eis herunterhackten. Die beste Methode war jedoch, unsere Hände gründlich mit warmem Bärenblut und Tran einzuschmieren und mit Moos wieder abzureiben. Dann wurden sie so weiß und weich wie die zartesten Damenhände, und wir vermochten uns kaum zu denken, daß sie zu unserm eigenen Körper gehörten. Wenn von diesen Toilettegegenständen nichts zu haben war, hielten wir es für die zweitbeste Methode, die Haut mit einem Messer abzukratzen.

War es uns schon schwer, den Körper zu reinigen, so war dies bei unsern Kleidern eine reine Unmöglichkeit. Wir versuchten es auf alle mögliche Weise. Wir kochten unsere Hemden stundenlang im Topfe und nahmen sie wieder heraus, um zu finden, daß sie noch ebenso voll Fett waren, wie wir sie hineingelegt hatten. Dann versuchten wir den Tran herauszuwinden; das ging ein wenig besser. Das einzige,

was wirklich einige Wirkung tat, war aber, sie zu kochen und, solange sie noch warm waren, mit einem Messer abzukratzen. Wenn wir sie dann mit den Zähnen und der linken Hand festhielten und ausreckten und sie mit der rechten Hand überall abkratzten, dann gelang es uns, erstaunliche Mengen von Fett herauszubekommen: wenn wir sie wieder anlegten, nachdem sie getrocknet waren, hätten wir sie für rein halten können. Das abgekratzte Fett war natürlich ein willkommener Zuwachs zu unserm Brennmaterial.

Inzwischen ließen wir Haar und Bart vollständig wild wachsen. Allerdings hatten wir eine Schere und hätten die Haare schneiden können; allein da unser Kleidervorrat keineswegs verschwenderisch groß war, so meinten wir, es würde ein wenig wärmer sein, wenn wir alles Haar behielten, das uns über die Schultern herabzuhängen begann. Es war aber ebenso rabenschwarz wie unser Gesicht, und als wir einander im Tageslicht des Frühjahrs ansahen, fanden wir, daß unsere Zähne und das Weiße der Augen unheimlich weiß erglänzten. Im ganzen hatten wir uns jedoch an unser Aussehen gegenseitig so gewöhnt, daß wir wirklich nichts Besonderes mehr daran fanden, und erst, als wir andere Leute trafen und merkten, daß sie nicht ganz derselben Meinung waren, begannen wir einzusehen, daß gegen unser Äußeres doch vielleicht einiges eingewendet werden könnte.

So verging uns die Zeit.

Dienstag 25. Februar. Angenehmes Wetter heute, um draußen zu sein; es ist gerade, als ob der Frühling beginnen wolle. Wir haben die ersten Vögel gesehen. Wieder einmal hörten wir ihr fröhliches Zwitschern, das ein Echo in uns wachrief. Der erste Gruß vom Leben. Gesegnete Vögel, wie seid ihr willkommen!

Wir waren allmählich für die Fahrt nach Süden gut mit Speck und Fleisch ausgerüstet und beschäftigten uns jetzt eifrig mit unseren Vorbereitungen dazu. Es war noch sehr viel zu tun. Wir mußten damit anfangen, uns aus unseren wollenen Decken neue Kleider zu machen; unsere Windkleider mußten geflickt und genäht, unsere Komager gesohlt, aus Bärenfell mußten Socken und Handschuhe hergestellt werden. Dann machten wir uns aus Bärenfell auch einen leichten guten Schlafsack. Dies alles nahm Zeit in Anspruch, und wir arbeiteten daher von diesem Augenblicke an vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein fleißig mit der Nadel. Unsere Hütte war plötzlich in eine geschäftige Schneider- und Schusterwerkstätte verwandelt. Seite an Seite saßen wir auf dem Steinlager im Schlafsacke und nähten und nähten und dachten an die Heimkehr. Zwirn erhielten wir durch Auffasern des baumwollenen Segeltuches einiger Proviantsäcke.

Als wir die Vorräte, die wir zu Beginn des Winters vergraben hatten, hervorholten und die Säcke öffneten, fanden wir, daß nur noch wenige traurige Reste eines Proviants vorhanden waren, der früher einmal

gut gewesen, jetzt aber größtenteils infolge der Feuchtigkeit des letzten Herbstes verschimmelt und verdorben war. Unser Mehl, unser kostbares Mehl, war schimmelig geworden und mußte fortgeworfen werden; die Schokolade hatte sich in Feuchtigkeit aufgelöst und war nicht mehr vorhanden, und der Pemmikan — nun, er hatte ein seltsames Aussehen, und als wir ihn kosteten — pfui! er mußte ebenfalls fortgeworfen werden. Es war noch ein Quantum Fischmehl, etwas Aleuronatmehl und etwas feuchtes, halbverschimmeltes Brot übrig, das wir sorgfältig in Tran kochten, teils um es zu trocknen, weil die Feuchtigkeit durch das kochende Öl vertrieben wurde, teils um es durch die Imprägnierung mit Fett nahrhafter zu machen. Nach unserer Meinung schmeckte es köstlich, und wir bewahrten es sorgfältig für festliche Gelegenheiten und für die Zeit auf, wenn uns alle Nahrungsmittel ausgegangen sein würden. Hätten wir Bärenfleisch trocknen können, so würden wir damit sehr guten Proviant gewonnen haben, doch war das Wetter zu rauh und zu kalt, so daß die aufgehängten Fleischstreifen nur halb trocken wurden. Es war weiter nichts zu tun, als so viel zerschnittenes rohes Fleisch und Speck mitzunehmen, als wir befördern konnten.

Den wichtigsten Teil unserer Ausrüstung bildeten jedoch unsere Feuerwaffen; diese hatten wir glücklicherweise in ziemlich gutem Zustand erhalten. Wir reinigten die Büchsen gründlich und rieben sie mit Tran ein. Auch hatten wir noch etwas Vaseline und

Öl für die Schlösser. Als wir unsere Munition nachzählten, fanden wir zu unserer Freude, daß wir noch ungefähr hundert Kugel- und hundertzehn Schrotpatronen besaßen. Wir hatten also nötigenfalls noch für mehrere weitere Winter genug.

7. Heimwärts

Am Dienstag, 19. Mai waren wir endlich zum Aufbruch bereit. Unsere Schlitten standen beladen und befestigt. Das Letzte, was wir taten, war, die Hütte von außen und innen zu photographieren und in derselben einen kurzen Bericht über unsere Reise zurückzulassen. Er lautete:

„Dienstag, 19. Mai 1896. Hatten uns am 22. September 1893 nördlich von Kotelnyj auf ungefähr achtundsiebzig Grad dreiundvierzig Minuten nördlicher Breite im Eise festgemacht. Trieben während des folgenden Jahres nordwestwärts, wie wir es erwartet hatten. Johansen und ich verließen die „Fram“ am 14. März 1895 auf ungefähr vierundachtzig Grad vier Minuten nördlicher Breite und hundertzwei Grad östlicher Länge, um nordwärts vorzudringen. Der Befehl über den Rest der Expedition wurde Sverdrup übertragen. Fanden nordwärts kein Land. Am 6. April 1895 mußten wir auf ungefähr sechsundachtzig Grad vierzehn Minuten nördlicher Breite und ungefähr fünfundneunzig Grad östlicher Länge umkehren, da das Eis unpassierbar

geworden war. Richteten unsern Kurs auf Kap Fligely; kannten aber, da unsere Uhren stehen geblieben waren, unsere Länge nicht mit Bestimmtheit und trafen am 6. August 1895 bei vier mit Gletschern bedeckten Inseln im Norden dieser Inselkette auf ungefähr einundachtzig Grad dreißig Minuten nördlicher Breite und ungefähr sieben Grad östlich von diesem Platze ein. Erreichten diesen Ort am 26. August 1895 und hielten es für am sichersten, hier zu überwintern. Lebten von Bärenfleisch. Brachen heute südwärts auf, längs des Landes, mit der Absicht, auf dem nächsten Wege nach Spitzbergen hinüberzugelangen. Wir vermuten, daß wir auf Gillis-Land sind.

Fridtjof Nansen."

Um 7 Uhr nachmittags verließen wir unser Winterlager und begannen unsere Reise nach Süden. Nachdem wir den ganzen Winter über so wenig Bewegung gehabt hatten, hatten wir nicht viel Neigung zum Gehen und fanden das Weiterziehen der Schlitten mit den beladenen Kajaks schwer. Um zu Beginn nicht zuviel zu tun, aber unsere Glieder geschmeidig zu machen, bevor wir uns ernstlich anzustrengen anfingen, gingen wir am ersten Tage nur ein paar Stunden und schlugen dann, sehr befriedigt, das Lager auf. Es war ein wunderbar glückliches Gefühl, zu wissen, daß wir endlich unterwegs waren und daß es nun tatsächlich heimwärts ging.

Dienstag, 2. Juni. Wir liegen hier seit dem 21. Mai in einer Vertiefung im Schnee und werden immer

näſſer und denken daran, daß es ſchon Juni iſt und zu Hauſe alles herrlich ausſieht, während wir noch nicht weiter als bis hierher gekommen ſind. Aber nun kann es nicht mehr lange dauern, bis wir dort ſind. O, es iſt zu ſchlimm, daran zu denken!

Freitag, 12. Juni. An der Luft ſahen wir, daß im Süden offenes Waſſer ſein müſſe, und als wir weitergingen, hörten wir zu unſerer Freude das Geräuſch der Brandung. Obgleich der Wind jetzt etwas weſtlicher geworden war, hofften wir doch imſtande zu ſein, am Rande des Eiſes entlangzuſegeln, und beſchloſſen, uns auf dem kürzeſten Wege dem Waſſer zuzuwenden. Raſch waren wir am Rande des Eiſes, wo wir endlich das blaue Waſſer vor uns ausgebreitet liegen ſahen.

Bald hatten wir die Kajaks zuſammengebunden und das Segel geſetzt, dann ſtachen wir in See. Unſere Hoffnungen wurden nicht getäuſcht, wir ſegelten den ganzen Tag weſtwärts, dem Rande des Eiſes entlang. Endlich alſo waren wir im Süden des Landes, in welchem wir ſo lange umhergewandert waren und wo wir einen langen Winter zugebracht hatten.

Abends liefen wir an den Rand des Eiſes, um die Beine ein wenig zu ſtrecken; ſie waren von dem Sitzen im Kajak während des ganzen Tages ſteif geworden, und wir wollten möglichſt einen Blick über das Waſſer im Weſten haben, weshalb wir auf einen Hügel ſtiegen.

Als wir dort oben ſtanden, ſchrie Johanſen plötzlich:

„Halt, dort treiben die Kajaks!“ Wir rannten so schnell wir konnten hinab. Sie waren schon eine kleine Strecke fort und trieben rasch davon; die Fangleine hatte nachgegeben. „Hier meine Uhr!“ sagte ich zu Johansen und gab sie ihm; und so rasch wie möglich warf ich einige Kleidungsstücke ab, um besser schwimmen zu können. Alles abzulegen wagte ich nicht, weil ich sonst leicht einen Krampf hätte bekommen können. Ich sprang ins Wasser; aber der Wind wehte vom Eise ab, und die leichten Kajaks mit der hohen Takelung boten ihm guten Halt. Sie waren schon ziemlich weit draußen und trieben schnell. Das Wasser war eiskalt. Es war eine schwere Arbeit, in den Kleidern zu schwimmen, und die Kajaks trieben weiter und weiter, schneller als ich schwimmen konnte. Es schien mir daher mehr als zweifelhaft, ob ich sie würde einholen können. Aber dort trieb unsere ganze Hoffnung! Alles was wir besaßen, befand sich an Bord, wir hatten nicht einmal ein Messer bei uns. Ob ich einen Krampf bekam und untersank, oder ob ich ohne die Kajaks umkehrte, würde ziemlich auf dasselbe herausgekommen sein, und so strengte ich mich bis zum äußersten an. Als ich müde wurde, drehte ich mich um und schwamm auf dem Rücken; da sah ich, daß Johansen ruhelos auf dem Eise auf und ab wanderte. Armer Junge! Er hatte keine Ruhe, und es war ihm schrecklich, daß er nicht imstande war, irgend etwas zu tun. Er hatte nicht viel Hoffnung, daß ich sie erreichen würde; aber es würde die Sachlage auch nicht im geringsten

verbessern, wenn er sich ebenfalls ins Wasser würfe. Später sagte er mir, es seien die schlimmsten Augenblicke gewesen, die er je durchlebt habe. Als ich mich aber wieder umdrehte und sah, daß ich den Kajaks nähergekommen war, stieg mir der Mut wieder, und ich verdoppelte meine Anstrengungen. Allmählich fühlte ich aber, daß mir die Glieder steif wurden und sie alles Gefühl verloren. Ich wußte, daß ich in kurzer Zeit nicht mehr imstande sein würde, sie zu bewegen. Aber jetzt war es nicht mehr weit; wenn ich es nur noch ein wenig länger aushalten könnte, würden wir gerettet sein — und ich schwamm weiter. Immer schwächer wurden die Schläge, aber die Entfernung wurde auch immer kürzer, und ich glaubte wieder, daß ich die Kajaks doch erreichen würde. Endlich konnte ich die Hand nach dem Schneeschuh ausstrecken, der quer über den Hecks lag; ich ergriff ihn, zog mich bis an den Rand des Kajak — und wir waren gerettet.

Ich suchte mich hinaufzuziehen, aber der ganze Körper war mir von der Kälte so steif, daß das eine Unmöglichkeit war. Einen Augenblick dachte ich, daß es trotz allem zu spät sei; ich sollte so weit kommen, aber nicht ins Boot gelangen. Nach einer Weile gelang es mir jedoch, ein Bein auf den Rand des Schlittens, der an Deck lag, zu schwingen und auf diese Weise mich hinaufzuarbeiten. Da saß ich nun, aber so steif vor Kälte, daß mir das Paddeln schwer wurde. Auch war es nicht leicht, mit dem doppelten Fahrzeug zu rudern, da ich erst ein oder zwei Schläge

auf der einen Seite machen und dann in das andere Kajak übersteigen mußte, um ein paar Schläge auf der andern Seite zu tun. Wenn ich die Kajaks hätte trennen und in einem derselben rudern können, während ich das andere schleppte, dann wäre es leicht gewesen; allein diese Arbeit durfte ich nicht unternehmen, weil ich steif gefroren wäre, ehe es geschehen war. Ich mußte mich warm zu halten suchen, indem ich so stark ruderte, wie ich nur konnte. Die Kälte hatte meinen ganzen Körper jeden Gefühls beraubt; aber wenn die Windstöße kamen, schienen sie, wie ich da in meinem dünnen nassen wollenen Hemde stand, direkt durch mich hindurchzugehen. Ich zitterte, die Zähne klapperten mir, und ich war fast überall erstarrt; ich konnte aber das Ruder noch immer gebrauchen und würde schon warm werden, wenn ich auf das Eis zurückkäme. Nahe vor dem Buge trieben zwei Alke; der Gedanke, Alke zum Abendessen zu haben, war zu verlockend, und dazu hatten wir jetzt Mangel an Lebensmitteln. Ich ergriff mein Gewehr und erlegte sie mit einem Schusse. Johansen sagte mir nachher, er sei über den Schuß erschrocken gewesen und habe gedacht, es sei ein Unglück passiert; er habe nicht begreifen können, was ich da draußen mache; als er mich aber rudern und zwei Vögel aufgreifen gesehen, habe er gedacht, ich hätte den Verstand verloren. Endlich gelang es mir, den Rand des Eises zu erreichen; doch hatte mich die Strömung eine weite Strecke von unserm Landungsplatz abgetrieben. Johansen kam am Eisrande entlang und

sprang in das Kajak an meine Seite, worauf wir bald an unsern alten Platz zurückgekehrt waren. Ich war ziemlich erschöpft und konnte kaum ans Land kriechen; ich vermochte mich fast nicht aufrecht zu erhalten, und während ich zitternd und bebend dastand, mußte mir Johansen die nassen Kleider aus- und die wenigen trockenen Sachen, die ich noch in Reserve hatte, anziehen und den Schlafsack auf dem Eise ausbreiten. Ich wickelte mich ordentlich in ihn ein, und Johansen deckte mich mit dem Segel und was er sonst finden konnte, zu, um die Kälte abzuhalten. Da lag ich nun lange Zeit zitternd, bis die Wärme allmählich in den Körper zurückkehrte. In den Füßen hatte ich jedoch längere Zeit kein Gefühl mehr, als ob sie Eiszapfen gewesen wären, da sie ganz bloß im Wasser gewesen waren. Während Johansen das Zelt aufschlug und das aus meinen beiden Alken bestehende Abendessen bereitete, schlief ich ein; er ließ mich ruhig schlafen, und als ich aufwachte, war das Essen schon längere Zeit fertig und stand langsam kochend auf dem Feuer. Die Alke und eine heiße Suppe hatten bald die letzten Nachwehen meiner Schwimmtour verwischt. Meine Kleidungsstücke hingen während der Nacht draußen und waren am folgenden Tage sämtlich beinahe wieder trocken.

Um eineinhalb Uhr am nächsten Morgen (Montag, 15. Juni) setzten wir bei schönem, windstillem Wetter die Reise fort. Es gab hier unzählige Walrosse. Am Tage vorher waren sie ziemlich nahegekommen,

neben meinem Kajak emporgetaucht und waren uns mehreremal weite Strecken dicht gefolgt, ohne uns jedoch irgendwie Schaden zuzufügen. Ich neigte zu der Ansicht, daß es Neugier sei und daß sie nicht wirklich gefährlich seien, aber Johansen war nicht so fest davon überzeugt. Er meinte, wir hätten Beweise vom Gegenteil, und erklärte, daß Vorsicht jedenfalls nicht schaden könnte. Den ganzen Tag sahen wir Herden, die uns oft weit folgten und sich um die Kajaks drängten. Wir hielten uns nahe am Rande des Eises und liefen, wenn uns eines zu nahe kam, wenn möglich auf einen sich unter der Wasseroberfläche erstreckenden „Eisfuß". Auch blieben wir nahe beisammen oder nebeneinander. Wir ruderten an einer großen, auf dem Eise liegenden Herde vorbei und hörten sie noch in weiter Entfernung wie Kühe brüllen. Gegen Morgen ruderten wir eine Zeitlang, ohne weitere Walrosse zu sehen, und fühlten uns daher sicherer. In demselben Augenblicke bemerkten wir aber einen vereinsamten Bullen umherschwimmen und etwas vor uns auftauchen. Johansen, der zurzeit vor mir war, lief auf einen Eisfuß, und obwohl ich das wirklich für allzuweit getriebene Vorsicht hielt, war ich doch auf dem Punkte, seinem Beispiel zu folgen. Ich war jedoch noch nicht soweit gekommen, als das Walroß plötzlich neben mir in die Höhe schoß, sich auf den Rand des Kajaks warf, mit der Vordersinne noch weiter über das Deck faßte und, während es mich zu kentern suchte, mit den Hauern einen Stoß nach dem Kajak zu führen drohte. Ich

hielt mich so fest wie möglich, um nicht ins Wasser geworfen zu werden, und schlug mit dem Ruder so stark ich konnte nach dem Kopfe des Tieres, das das Kajak nochmals erfaßte und mich soweit überkippte, daß das Deck beinahe unter Wasser war. Dann ließ es los und richtete sich gerade in die Höhe. Ich griff nach meiner Büchse. Allein in demselben Augenblicke drehte es sich um und verschwand so rasch, wie es gekommen war. Die ganze Geschichte spielte sich in einem Augenblicke ab, und ich wollte gerade zu Johansen sagen, wir könnten uns glücklich schätzen, aus diesem Abenteuer so glücklich davon gekommen zu sein, als ich bemerkte, daß mir die Beine naß wurden. Ich horchte und hörte nunmehr das Wasser unter mir ins Kajak sickern. Umdrehen und es auf den Eisfuß setzen, war das Werk eines Augenblicks; allein dort sank ich auch schon. Es handelte sich nun darum, heraus und auf das Eis zu gelangen, da das Kajak sich inzwischen immer mehr füllte. Der obere Rand des Eises war hoch und locker; doch gelang es mir hinaufzukommen, worauf Johansen das sinkende Kajak so weit nach Steuerbord überkippte, daß das Leck aus dem Wasser kam und wir es nach einer Stelle bringen konnten, wo das Eis niedrig genug war, um das Boot aufschleppen zu können. Alles, was ich besaß, schwamm gründlich durchweicht im Innern umher. Was ich am meisten bedauerte, war, daß das Wasser in den photographischen Apparat gedrungen war und vielleicht meine kostbaren photographischen Aufnahmen ruiniert hatte.

So liegen wir hier nun, mit allen unsern irdischen Gütern zum Trocknen ausgebreitet und mit einem Kajak, das geflickt werden muß, ehe wir wieder einem Walroß entgegentreten können. Es ist ein tüchtiger Riß, den das Tier gemacht hat, wenigstens fünfzehn Zentimeter lang; ein Glück, daß es nicht schlimmer geworden ist. Wie leicht hätte es mich mit seinen Hauern am Oberschenkel verwunden können! Und es würde mir schlecht ergangen sein, wenn wir weiter draußen und nicht gerade an einem so günstigen Platze am Eisrande gelegen hätten, wo ein Eisfuß war. Der Schlafsack war triefend naß; wir rangen ihn so gut wie möglich aus, kehrten das Haar nach außen und verbrachten eine vorzügliche Nacht darin.

Am Abend desselben Tages schrieb ich: „Heute habe ich mein Kajak geflickt; wir haben alle Nähte in beiden Kajaks mit Stearin überholt, so daß wir nunmehr hoffen, in unbeschädigten Booten die Reise fortsetzen zu können. Inzwischen lagen die Walrosse draußen, starrten uns mit den großen, runden Augen an, grunzten und schnaubten und klommen hin und wieder am Eisrande hinauf, als ob sie uns forttreiben wollten."

Dienstag 23. Juni. Was ist geschehen? Ich kann es noch immer kaum fassen. Wie unerschöpflich sind die Wechselfälle dieses Wanderlebens! Vor einigen Tagen im Wasser um das liebe Leben kämpfend, von Walrossen angegriffen; das Leben eines Wilden führend, das ich nun schon seit länger als einem

Jahre ertragen habe mit der Gewißheit, eine weite Reise vor uns zu haben über Eis und Meer, durch unbekannte Regionen, ehe wir anderen menschlichen Wesen begegnen, eine Reise voll Wechselfällen, voll Enttäuschungen, an die wir so gewöhnt sind — und jetzt ein Leben des zivilisierten Europäers, umgeben von allem, was die Zivilisation an Luxus und Wohlleben bietet; im Überfluß Wasser, Seife, Handtücher, saubere weiche Wollkleider, Bücher und alles, nach dem wir während all der langen Monate geseufzt haben! —

Es war kurz nach Mittag, als ich am 17. Juni aufstand, um das Frühstück zu bereiten. Ich war nach dem Rande der See hinabgegangen, um Wasser zu holen, hatte Feuer angemacht, das Fleisch zerschnitten und in den Topf gelegt und bereits einen Stiefel ausgezogen, um wieder in den Sack zu kriechen, als ich bemerkte, daß der Nebel über dem Lande seit dem vorhergehenden Tage sich etwas gehoben hatte. Ich dachte, es sei ebenso gut, die Gelegenheit zu benutzen und Umschau zu halten, als zu schlafen, zog daher den Stiefel wieder an und begab mich auf einen nahen Hügel, um nach dem weiter drinnen liegenden Lande zu blicken.

Vom Lande her kam eine sanfte Brise, die von den Bergen dort einen verwirrenden Lärm von Tausenden von Vogelstimmen herübertrug. Während ich auf diese Laute des Lebens horchte und die Scharen der über mir hin- und herfliegenden Alke beobachtete, während mein Auge der Küstenlinie folgte, auf den

dunkeln, nackten Bergwänden ruhte und über die Eisebenen und Gletscher eines Landes glitt, das, wie ich glaubte, noch von keines Menschen Blick geschaut, noch von keines Menschen Fuß betreten war, das in arktischer Majestät hinter seinem Nebelmantel ruhte: da schlug plötzlich ein Laut an mein Ohr, der dem Bellen eines Hundes so ähnlich war, daß ich auffuhr. Es waren nur ein paar Bellaute, aber es konnte nichts anderes sein. Ich strengte das Gehör an, vernahm aber nichts mehr, als nur den alten brodelnden Lärm der Tausende von Vögeln. Ich mußte mich doch geirrt haben; es waren nur Vögel, die ich gehört hatte, und wieder glitt mein Blick zu den Straßen und Inseln im Westen. Dann kam das Bellen nochmals: erst einzelne Laute, dann ein richtiges Gebell; es war ein rauheres und ein dünneres Bellen, ein tiefer und ein hellerer Ton; daran war nicht länger zu zweifeln. In diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich am Tage vorher zwei Knalle gehört hatte, die wie Schüsse klangen, die ich mir aber als Geräusch im Eise erklärt hatte. Ich rief Johansen zu, daß ich im Lande Hunde bellen hörte. Johansen sprang aus dem Sacke, in welchem er geschlafen hatte, und eilte aus dem Zelt. „Hunde?“ Er wollte es nicht sofort glauben, sondern mußte selbst herauf kommen und mit eigenen Ohren hören, während ich das Frühstück bereitete.

Er bezweifelte die Möglichkeit sehr stark, glaubte aber doch ein- oder zweimal etwas zu hören, was

als Hundegebell gelten konnte. Dann ging es aber in dem Geräusch der Vögel unter, und unter Berücksichtigung aller Umstände meinte er, das, was er gehört habe, seien doch nichts anderes als Vogelstimmen gewesen. Ich sagte ihm, er möge glauben, was er wolle, jedenfalls würde ich mich so rasch wie möglich aufmachen. Ungeduldig stürzte ich das Frühstück hinunter. Ich hatte den letzten Rest Maismehl in die Suppe geschüttet, in dem sichern Gefühl, abends Mehlspeisen genug zu haben. Während wir aßen, erörterten wir die Frage, wer es sein könne, unsere Landsleute oder Engländer. Wenn es die englische Expedition war, die man bei unserer Abreise nach Franz-Josef-Land geplant hatte?

Ich holte meine Schneeschuhe, Fernrohr und Büchse hervor und war fertig. Ehe ich mich aufmachte, begab ich mich nochmals auf den Hügel, um zu lauschen und nach einem Wege über das unebene Eis landeinwärts auszuschauen. Es war kein Geräusch wie Hundegebell zu hören, nur das schrille Geschrei von Alken und Krabbentauchern und das Gekreisch der Stummelmöven. Ob es doch diese waren, die ich gehört hatte? Zweifelnd machte ich mich auf den Weg. Dann sah ich vor mir frische Fährten eines Tieres. Es konnten kaum Fährten eines Fuchses sein, denn dann müßten die Füchse hier größer sein, als ich sie je gesehen hatte. Aber Hunde? Konnte ein Hund in der Nacht nur wenige hundert Schritt von uns entfernt gewesen sein, ohne zu bellen oder ohne daß wir es gehört hätten? Das schien kaum

wahrscheinlich zu sein. Was es aber auch war, nie konnte es ein Fuchs gewesen sein. Ein Wolf also? Ich ging weiter, voll wunderlicher Gedanken, zwischen Gewißheit und Zweifel schwankend. Sollten hier all unsere Mühen, all unsere Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden enden? Es schien unglaublich, und doch — aus dem Nebellande des Zweifels begann endlich Gewißheit aufzudämmern.

Wieder traf der Laut eines bellenden Hundes mein Ohr, deutlicher als je vorher; ich sah immer mehr Fährten, die nur von Hunden herrühren konnten. Dazwischen befanden sich auch Fuchsfährten, aber wie klein sahen sie aus! Dann verging lange Zeit, und es war nichts weiter zu hören als der Lärm der Vögel. Wieder kam mir der Zweifel, ob nicht doch alles Täuschung sei. Vielleicht war es nur ein Traum. Dann aber fielen mir die Hundefährten ein; sie waren jedenfalls keine Täuschung.

Mit seltsam gemischten Gefühlen setzte ich den Weg durch die zahlreichen Hügel und Unebenheiten landeinwärts fort. Plötzlich glaubte ich den Ruf einer menschlichen Stimme zu hören, einer fremden Stimme, der ersten in drei Jahren. Wie mir das Herz klopfte, wie mir das Blut zum Kopfe schoß, als ich auf einen Hügel hinaufrannte und mit der ganzen Kraft meiner Lunge schrie! Hinter dieser einen menschlichen Stimme inmitten der Eiswüste, dieser einzigen Botschaft vom Leben, standen Heimat und sie, die zu Hause auf mich warteten; weiter sah ich nichts, als ich mir einen Weg zwischen den Schollen

und Eisrücken bahnte, so rasch mich meine Schneeschuhe tragen konnten. Bald hörte ich wieder rufen und sah von einem Rücken herab eine dunkle Gestalt, die landeinwärts zwischen den Hügeln sich bewegte. Es war ein Hund; aber weiter entfernt kam noch eine Gestalt, und das war ein Mensch. Wer war es? War es Jackson oder einer seiner Gefährten, oder war es vielleicht ein Landsmann? Rasch näherten wir uns einander; ich schwenkte den Hut, er tat dasselbe. Ich hörte ihn zu dem Hunde sprechen und horchte. Es war englisch, und als ich näherkam, glaubte ich Jackson zu erkennen, den ich meiner Erinnerung nach einmal gesehen hatte.

Ich zog den Hut, wir reichten uns die Hände mit einem herzlichen „Wie geht es Ihnen?". Über uns ein Nebeldach, das die Welt rundherum ausschloß, zu unsern Füßen das holperige, treibende Packeis und im Hintergrunde ein Schimmer von Land, alles Eis, Gletscher und Nebel. Auf der einen Seite der zivilisierte Europäer in einem karrierten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasiert, frisiert und den Duft parfümierter Seife verbreitend, den die geschärften Sinne des Wilden gleich bemerkten, auf der andern Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Öl und Ruß, mit langem, ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, in welchem die natürliche blonde Farbe unmöglich zu erkennen war durch die dicke Schicht von Fett und Ruß, die die Bemühungen eines ganzen Winters mit warmem

Wasser, Moos, Lumpen und schließlich mit einem Messer vergeblich zu entfernen versucht hatten. Kein Mensch konnte vermuten, wer der Wilde war, oder woher er kam.

Jackson: „Freue mich riesig, Sie zu sehen."

„Danke, ich gleichfalls."

„Haben Sie ein Schiff hier?"

„Nein, mein Schiff ist nicht hier."

„Wieviele sind Sie?"

„Ich habe nur einen Gefährten draußen am Eisrand."

Während wir sprachen, hatten wir begonnen, dem Lande weiter zuzuschreiten. Ich nahm als feststehend an, daß er mich erkannt hatte oder sich wenigstens denken könne, wer unter diesem wilden Äußern verborgen sei, da ich nicht glaubte, daß ein vollkommen Fremder so herzlich aufgenommen werden würde. Plötzlich blieb er stehen, blickte mir voll ins Gesicht und sagte rasch:

„Sind Sie nicht Nansen?"

„Ja, das bin ich."

„Bei Gott, es freut mich närrisch, Sie zu sehen!"

Darauf ergriff er meine Hand und schüttelte sie nochmals, während sein ganzes Gesicht ein einziges lächelndes Willkommen bildete und die Freude über dies unerwartete Zusammentreffen ihm aus den dunkeln Augen strahlte.

„Woher sind Sie jetzt gekommen?" fragte er.

„Ich verließ die „Fram" auf vierundachtzig Grad nördlicher Breite, nachdem wir zwei Jahre getrieben

waren, und habe den Breitegrad von sechsundachtzig Grad fünfzehn Minuten erreicht, wo wir umkehren und uns nach Franz-Josef-Land wenden mußten. Wir waren jedoch gezwungen, den Winter über irgendwo im Norden von hier zuzubringen, und sind jetzt auf dem Wege nach Spitzbergen."

„Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben eine tüchtige Reise gemacht, und es freut mich ungemein, daß ich der Erste bin, der Ihnen zu Ihrer Rückkehr gratulieren kann."

Noch einmal ergriff er meine Hand und schüttelte sie herzlich. Wärmer hätte ich nicht bewillkommnet werden können; dies Händeschütteln war mehr als bloße Förmlichkeit. In seiner gastfreien englischen Weise sagte er sofort, er habe „eine Menge Platz" für uns und erwarte jeden Tag sein Schiff. Er fragte dann, ob wir nicht sofort hinausgehen und Johansen und unsere Habe holen sollten. Ich meinte jedoch, unsere Kajaks würden zu schwer sein, um sie allein über das zusammengeschobene Eis zu schleppen; wenn er Leute genug habe, sei es sicherlich besser, sie hinzuschicken. Wenn wir Johansen nur durch eine Salve unserer Büchsen in Kenntnis setzten, würde er geduldig warten. Wir feuerten daher jeder zwei Schüsse ab. Bald darauf begegneten uns mehrere Leute: der Zweite im Kommando Herr Armitage, der Photograph Herr Child und der Arzt Doktor Koetlitz. Als sie näherkamen, machte ihnen Jackson ein Zeichen und sagte ihnen, wer ich sei, worauf ich nochmals herzlich willkommen geheißen wurde. Dann

begegneten wir noch anderen: dem Botaniker Herrn Fisher, Herrn Burgeß und dem Finnländer Blomqvist. Fisher hat mir später erzählt, er habe sofort gedacht, daß ich es sein müsse, als er einen Mann draußen auf dem Eise gesehen habe; dann aber, als er mir begegnet sei, habe er diesen Gedanken wieder aufgegeben, da ich ihm als blond geschildert worden sei, während hier ein dunkler Mann mit schwarzem Bart und Haar erschien. Als alle versammelt waren, teilte Jackson ihnen mit, daß ich sechsundachtzig Grad fünfzehn Minuten nördlicher Breite erreicht hätte, worauf mir von sieben kräftigen Kehlen ein dreifaches englisches Hurra gebracht wurde, das zwischen den Hügeln widerhallte. Jackson schickte sofort seine Leute ab, um Schlitten zu holen und zu Johansen hinauszugehen, während wir dem Hause zuwanderten, das ich jetzt am Lande sehen zu können glaubte. Jackson erzählte mir nun, daß er für mich Briefe von zu Hause habe, die er im vorigen und in diesem Frühjahr, als er nordwärts gegangen sei, mitgenommen habe, für den Fall, daß wir uns begegnen sollten. Wir fanden jetzt, daß er im März in ziemlich geringer Entfernung südlich von unserer Winterhütte gewesen sein mußte, dort aber zum Umkehren gezwungen worden war, weil er durch offenes Wasser aufgehalten wurde, dasselbe, über welchem wir den ganzen Winter hindurch die dunkle Luft gesehen hatten. Erst als wir den Gebäuden schon ganz nahe gekommen waren, erkundigte er sich eingehender nach der „Fram“ und unserer Drift, worauf ich ihm unsere Geschichte kurz erzählte.

Später sagte er mir, daß er von dem Augenblicke unserer Begegnung an geglaubt habe, daß das Schiff zertrümmert worden sei und wir beiden die einzigen Überlebenden von der Expedition seien. Er hatte in meinen Zügen einen traurigen Ausdruck wahrzunehmen geglaubt, als er zum ersten Male nach dem Schiffe fragte, und hatte den Gegenstand deshalb nicht wieder berühren mögen. In der Tat hatte er sogar seine Leute insgeheim gewarnt, zu fragen. Erst infolge einer zufälligen Bemerkung von mir hatte er seinen Irrtum erkannt; dann erst hatte er sich genauer nach der „Fram" und nach den übrigen erkundigt.

Wir trafen bei dem Gebäude ein, einer niedrigen russischen Holzhütte auf einer flachen Terrasse, einer alten Strandlinie unter einem Berge, sechzehn Meter über dem Meere. Es war von einem Stalle und vier runden, zeltartigen Gebäuden umgeben, in welchen Vorräte aufbewahrt wurden. Wir betraten inmitten dieser öden, winterlichen Umgebung ein behagliches, warmes Nest, dessen Dach und Wände mit grünem Tuch bekleidet waren. An den Wänden befanden sich überall Photographien, Radierungen, Lichtdrucke und Regale mit Büchern und Instrumenten; unter dem Dache waren Kleidungsstücke und Schuhe zum Trocknen aufgehängt, und aus dem Ofen in der Mitte des behaglichen Raumes sandten uns die Flammen eines Kohlenfeuers ein warmes, gastfreies Willkommen entgegen.

Ein seltsames Gefühl überkam mich, als ich mich in dieser ungewohnten Umgebung auf einen bequemen

Stuhl setzte. Mit einem Schlage hatte das wechselvolle Schicksal jede Verantwortlichkeit, alle Schwierigkeiten aus meinen Gedanken, die während dreier langer Jahre damit bedrückt gewesen waren, fortgefegt. Hier war ich inmitten des Eises in einem sichern Hafen, und die sehnsüchtigen Wünsche dreier Jahre wurden von dem goldenen Sonnenscheine des dämmernden Tages eingeschläfert. Meine Pflicht war erfüllt, meine Aufgabe beendet; jetzt konnte ich ruhen, ruhen und warten. —

Eine sorgfältig zugelötete Blechbüchse wurde mir übergeben: sie enthielt Briefe aus Norwegen. Meine Hände zitterten, mein Herz klopfte, als ich sie öffnete; es waren Nachrichten aus der Heimat, nur gute Nachrichten. Ein angenehmes Gefühl der Beruhigung senkte sich auf meinen Geist herab.

Dann wurde das Mittagessen serviert. Wie nett war es doch, wieder Brot, Butter, Milch, Zucker, Kaffee und alles andere zu haben, ohne daß wir uns ein Jahr lang beholfen und nach dem wir uns doch so sehr gesehnt hatten. Der Höhepunkt der Behaglichkeit wurde aber erst erreicht, als wir unsere schmutzigen Lumpen abwarfen, ein warmes Bad nehmen und uns von so viel Schmutz befreien konnten, als auf einmal möglich war; einigermaßen rein zu werden gelang uns jedoch erst nach mehreren Tagen und nach vielen Versuchen. Dann, als wir rein waren, vom Kopf bis zu den Füßen in weichen Kleidern, nachdem das Haar und der zottige Bart geschnitten war, war die Umwandlung von einem Wilden

in einen Europäer vollkommen und sogar plötzlicher, als das Umgekehrte eingetreten war. Wie angenehm und behaglich, die Kleider anlegen zu können, ohne sich schmierig zu machen, besonders aber, umhergehen zu können, ohne fühlen zu müssen, wie sie bei jeder Bewegung am Körper festklebten!

Es dauerte nicht lange, bis Johansen und die anderen mit den Kajaks und unseren Sachen folgten. Johansen erzählte mir, wie die warmherzigen Engländer ihn und die norwegische Flagge mit einem von Herzen kommenden Hurra begrüßt hätten, als sie herangekommen seien und die Flagge neben einem schmutzigen wollenen Hemde an einem Bambusstock hätten wehen sehen, den er auf meine Weisung aufgerichtet hatte, damit ich den Weg zu ihm zurückfinden könnte. Auf dem Wege hierher hatten sie ihm nicht gestattet, die Schlitten zu berühren; er mußte als Passagier daneben schreiten. Wie er sagte, sei das von all den Arten, wie wir über das Treibeis gewandert seien, die bequemste gewesen!

Sein Empfang in der Hütte war kaum weniger herzlich als der meine, und bald machte er dieselbe Umwandlung durch, der ich mich unterzogen hatte.

Hier leben wir nun in Ruhe und Frieden und warten auf das Schiff aus der Heimat und auf das, was die Zukunft uns bringen wird, während alles geschieht, um uns die Entbehrungen des Winters vergessen zu machen.

Sonntag, 26. Juli. Endlich ist das Schiff gekommen! Heute Morgen wurde ich dadurch geweckt, daß ich

fühlte, wie mich jemand an den Beinen zog. Es war Jackson, der mir strahlenden Gesichtes mitteilte, die „Windward“ sei da. Ich sprang auf und blickte aus dem Fenster; da war das Schiff gerade außerhalb am Eisrande; es dampfte langsam herein, um einen Platz zum Vertäuen zu suchen. Wundervoll, wieder ein Schiff zu sehen! Wie hoch die Takelung erscheint! Und der Rumpf, er gleicht einer Insel! Und an Bord gab es Nachrichten aus der großen Welt da draußen.

So sollten wir nun dieser letzten Station auf unserm Heimwege, wo wir soviel Herzlichkeit und Gastfreundschaft gefunden hatten, Lebewohl sagen! Unter vollen Segeln und Dampf traten wir bei günstigem Winde am 7. August die Fahrt nach Süden über die wogende Meeresfläche an.

Am 12. August sah ich tief unten am Horizont etwas Dunkles voraus. Was war es? Ich sah es über dem Steuerbordbug, wo es sich niedrig und gleichmäßig nach Süden ausdehnte. Wieder und wieder sah ich hin.

Es war Land, es war Norwegen!

Ich stand wie versteinert und blickte immer wieder in die Nacht hinaus nach dieser dunklen Linie, und eine Furcht begann meine Brust zu durchzittern. Was für Nachrichten warteten dort meiner?

Als ich am nächsten Morgen an Deck kam, waren wir dicht beim Lande. Es war eine kahle, nackte Küste, an die wir gelangt waren, kaum einladender als das Land, das wir im Nebel des Eismeers verlassen hatten — aber es war Norwegen!

Dann glitt die „Windward“ still und unbeobachtet mit wehender Flagge in den Hafen von Vardö. Ehe noch der Anker gefallen war, war ich mit Johansen im Boot auf dem Wege nach der Telegraphenstation. Und dann begann der Apparat zu klappern und zu klappern und in das Land, in die Welt hinein die Nachricht zu schicken, daß zwei Mitglieder der Norwegischen Polarexpedition wohlbehalten und gesund zurückgekehrt seien und daß ich die „Fram“ im Laufe des Herbstes zurück erwarte.

Inzwischen hatte die ganze Stadt die Namen der neu angekommenen Gäste erfahren, und als wir aus dem Fenster sahen, war die Straße voll von Menschen, und von allen Flaggenstangen in der Stadt und von allen Masten im Hafen wehte die norwegische Flagge. Und dann kamen die Telegramme hereingeströmt, und alle brachten gute Nachrichten. Nun waren alle unsere Sorgen zu Ende.

Nur die „Fram“ fehlte noch. Aber als ich am Morgen des 20. August aufgestanden war, stand ein Herr mit einer Depesche in der Hand vor meiner Tür und sagte, er habe mir ein Telegramm zu übergeben, welches, wie er glaube, mich interessieren würde. Mit zitternden Händen riß ich das Telegramm auf:

„Fridtjof Nansen.

„Fram“ heute in gutem Zustande angekommen. Alles wohl an Bord. Gehe sofort nach Tromsö. Willkommen in der Heimat.

Otto Sverdrup.“

Mir war, als sollte ich ersticken, und alles, was ich

sagen konnte, war: „Die „Fram“ ist angekommen!“ Ich las die Depesche wieder und immer wieder, ehe ich mich überzeugen konnte, daß nicht alles ein Traum war. Dann überkam mich eine eigentümliche heitere Ruhe, wie ich sie nie vorher gekannt hatte.

Am nächsten Tage liefen wir in den Hafen von Tromsö ein, und dort lag die „Fram“, stark und breit und wettergebräunt. Es war ein wundersames Gefühl, die hohe Takelung, den Rumpf, die beide uns so wohlbekannt waren, wieder zu erblicken. Als wir das Schiff zuletzt gesehen hatten, war es halb im Eise begraben; jetzt schwamm es frei und stolz auf der blauen See, in norwegischen Gewässern. Wir glitten längsseit der „Fram“.

Das Wiedersehen, das jetzt folgte, werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte, als das eine: nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen, und die Expedition hat ihre Aufgabe erfüllt!

Es war am 9. September, als die „Fram“ den Fjord von Christiania hinaufdampfte und einen Empfang erhielt, um die sie ein Fürst hätte beneiden können. Die starken alten Kriegsschiffe „Nordstjernen“ und „Elida“, die neue elegante „Valkyrie“ und flinke kleine Torpedoboote führten uns auf dem Wege; Dampfer, schwarz von Menschen, schwärmten rundherum. Hoch und niedrig flatterten Flaggen; Kanonendonner, Hurras erdröhnten, Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, überall gab es strahlende Gesichter: der ganze Fjord war ein einziges riesenhaftes Willkommen!

Dort lag im Sonnenschein die Heimat, dort der wohlbekannte Strand, und auf dem Hausdache glänzte und glitzerte es von Sonnenschein. Dann wieder Dampfer hinter Dampfer, Zurufe auf Zurufe; mit dem Hut in der Hand verbeugten wir uns, als Hurra auf Hurra erscholl.

Die ganze Bucht von Pepperviken war eine einzige Masse von Booten und Leuten und Flaggen und wehenden Wimpeln. Dann donnerten von jedem Kriegsschiffe dreizehn Schüsse, und das alte Fort Akershus folgte mit seinen dreizehn dröhnenden Salven, daß es von den Hügeln ringsum widerhallte.

Abends stand ich draußen am Strande des Fjords. Der Lärm nach dem Feste war verhallt, die Fichtenwälder ringsum lagen schweigend und dunkel. Auf der Felsenklippe draußen rauchten noch die letzten glimmenden Kohlen eines uns zum Willkommen angezündeten Freudenfeuers, und zu meinen Füßen plätscherte und flüsterte die See: „Jetzt bist du zu Hause". Der tiefe Frieden des Herbstabends senkte sich wohltuend auf den ermüdeten Geist.

Ende

POLITECHNIKA ŚLĄSKA BIBLIOTEKA GŁÓWNA w Gliwicach

Wissenschaftliche Volksbücher

Herausgegeben von Fritz Gansberg

Jeder Band gut gebunden und reich illustriert

Bisher erschienen 30 Bände

1. Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten
2. Die Anfänge der Luftschiffahrt
3. Zimmermann, Der große Bauernkrieg
4. v. Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka
5. Kohl, Alte Bilder aus einer alten Stadt
6. Darwin, Eine Reise um die Welt
7. Sybel, Der Ursprung des französischen Krieges
8. Humboldt, Auf dem Orinoko
9. Maeterlinck, Das Leben der Bienen. Auswahl
10. Die Abenteuer des Simplizissimus
11. Maspero, Das alte Ägypten
12. Nansen, In Nacht und Eis
13. Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres
14. Marks, Kaiser Wilhelm I.
15. Wallace, Rußland
16. v. Brandt, Japan
17. Müller, Krupp in Essen
18. Seeunfälle aus neuerer Zeit
19. Seume, Mein Leben. Spaziergang nach Syrakus
20. Auswahl aus F. v. Richthofens Tagebüchern aus China
21. Sven Hedin, 3 Jahre im innersten Asien
22. v. d. Borght, Das Verkehrswesen
23. Tagebuch des Deutsch-Französischen Krieges
24. J. v. Liebig, Chemische Briefe
25. Vasari, Leben und Werke berühmter italienischer Künstler
26. Flammarion, Spaziergänge in der Sternenwelt
27. Lichtenberger, Das moderne Deutschland
28. Heinrich Conrad, Aus Napoleons Leben
29. Friis, Im Grönlandeis mit Mylius-Erichsen
30. Oldenberg, Buddha. Auswahl

Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg / Berlin

Gemeindebücherei
Huttendorf

€ 20,-
83,60

BG Politechniki Śląskiej
nr inw.: 102 - 139817
Dyr.1 139817